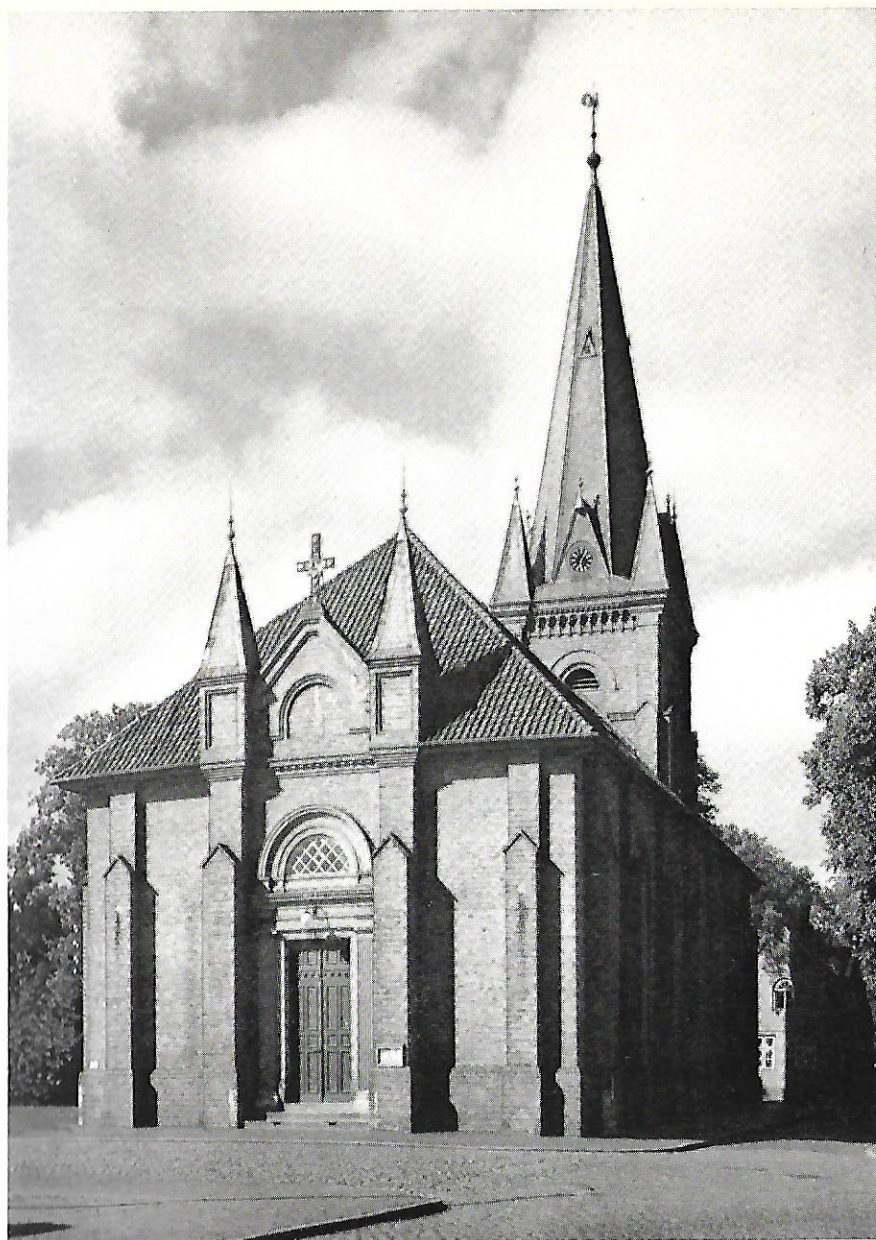


Die Martinskirche
zu Ritzebüttel
1819-1969



Die Martinskirche
zu Ritzebüttel
1819-1969

*Eine Gedenkschrift
zum 150jährigen Bestehen*

Wie lieblich sind
Deine Wohnungen,
Herr Zebaoth!
Meine Seele verlangt
und sehnt sich
nach den Vorhöfen
des Herrn.

Alein
Leib und Seele
freuen sich in dem
lebendigen
Gott

150 Jahre
Martinskirche zu Ritzebüttel

IM REICHE GOTTES EINE KURZE ZEIT,
UNTER UNS MENSCHEN SCHON EIN
EHRWÜRDIGES ALTER!

WIR FREUEN
UNS ÜBER UNSERE KIRCHE
UND HABEN SIE LIEB.
DARUM DENKEN WIR DANKBAR
DER MÄNNER, DIE DEN BAU
DER KIRCHE BETRIEBEN
UND AUSGEFÜHRT HABEN.
WIR DENKEN AN DIE PASTOREN,
KANTOREN UND KÜSTER,
DIE FÜR DIE KIRCHE
GEWIRKT HABEN.

VOR ALLEM DENKEN WIR AN DIE
GEMEINDE EINST UND JETZT,
AN DAS VOLK GOTTES
IM FLECKEN, UND HOFFEN,
DASS DIE LIEBE ZUM HERRN
UND SEINER KIRCHE
WEITERHIN WACHSE.
DAZU SOLL
DIESE KLEINE SCHRIFT
ALLE FREUNDE
DER MARTINSKIRCHE
GRÜSSEN

VORBEMERKUNG zum folgenden Aufsatz

Es konnte, wenn ich seitens des Pfarramtes und Kirchenvorstandes damit betraut wurde, im Rahmen dieser Jubiläumsschrift über die Baugeschichte der Martinskirche zu berichten, nicht meine Aufgabe sein, nur im Exzerpt zu wiederholen, was schon andere vor mir gesagt haben und was – allermindest in öffentlichen Bibliotheken oder Archiven – jederzeit bei ihnen nachgelesen werden kann (z.B. in Paul Heinrich Reese's Arbeit über »Die Kirchen im Amte Ritzebüttel«, Hamburg 1929, oder dem schmalen, vor ein paar Jahren in den hiesigen Kirchen verteilten, Heftchen »Die evangelisch-lutherischen Kirchengemeinden in Cuxhaven«). Vielmehr mußte es mich locken, die Quellen, die höchstwahrscheinlich auch meinen Vorgängern zur Grundlage gedient hatten, auf noch Ungenutztes hin zu durchforschen und das dabei Gewonnene nach eigenem Konzept vorzutragen. Deshalb wurde auch davon abgesehen, Bildmaterial, das schon in früheren Veröffentlichungen zu finden, abermals darzubieten (wie etwa die an sich sehr aufschlußreiche Zeichnung des Altar- und Kanzelbereiches in seiner Urform, die Reese bringt). Was in der vorliegenden Schrift an Bildbeigaben enthalten ist, erscheint meines Wissens größtenteils erstmalig im Druck; mehreres ist sogar eigens für diese Gelegenheit photographisch erfaßt worden.

Die Natur der Sache brachte es mit sich, daß – um die Lesbarkeit nicht zu erschweren, andererseits aber auch die Druckkosten nicht unnötig zu erhöhen – das Anbringen von Fußnoten oder Anmerkungen im Anhang zu unterbleiben hatte, so wünschenswert diese vielleicht auch gewesen wären. Doch selbst, wenn sie nun fehlen: zuverlässig ist alles im Text *kursiv* Gesetzte wortwörtlich so den Handschriften oder alten Drucken entnommen; daher auch gewisse Absonderlichkeiten in der Rechtschreibung und Zeichensetzung!

Ich hoffe, manches bisher Verborgene, doch für die heimatliche Kirchengeschichte nicht Unerhebliche, ans Licht gebracht zu haben und damit dem einen oder anderen ein nachdenkliches Vergnügen zu bereiten.

Cuxhaven, den 22. August 1969

Günther Elgnowski

Die hauptsächlich verwendeten Primär- und Sekundär-Quellen sind diese:

Amtsarchiv Ritzebüttel	Abt. VIII Fach 3 Vol A Fasc 2 Conv II Abt. X Fach 7 Vol B Fasc 1 bis 8
Ritzebütteler Archiv	145—5 Plankammer 5 /—
Senatsakten Hamburg	Cl VII Lit H ^d No 6 Vol 1 d und 4 a - b (Kirche zu Ritzebüttel)
Abendroth, Amandus Augustus	Ritzebüttel und das Seebad zu Cuxhaven, Band 1 und 2 Hamburg 1818 bzw. 1837
Eickhoff, Paul	Geschichte der evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde Wandsbek Wandsbek 1903
Elgnowski, Günther	Geistliche Musik im alten Hamburg Die Geschichte der Orgel des Heilig-Geist-Hospitals später der Martinskirche zu Cuxhaven-Ritzebüttel Hamburg 1961
Grundmann, Günther	Jenischpark und Jenischhaus · Hamburg 1957
Jensen, Wilhelm	Wandsbek und seine Kirche. Zum 325jährigen Jubiläum der Kirchengemeinde Wandsbek Hamburg-Wandsbek 1956
Kiecker, Oskar / Lenz, Wilhelm	Die Kunstdenkmale des Kreises Land Hadeln und der Stadt Cuxhaven München / Berlin 1956
Rüther, Heinrich	
Walther, Wilhelm Marcus	Lebenserinnerungen aus fünfzig Jahren Schwerin 1922.

DER BAU DER RITZEBÜTTLELER MARTINSKIRCHE - EINST UND JETZT

Wo heute, von Nordwesten her im rechten Winkel von hohen, alten Linden eingefaßt, die Ritzebütteler Martinskirche steht, war vor gut 150 Jahren ein teils *zum Garten des hiesigen Commandanten*, teils *früher zu den Vorwerken gehöriger Platz*, auf dem noch das *Backhaus der Pächter* stand; entlang führten schon damals die *avenuen* zu dem Schlosse. Wollten die 1600 Einwohner des Fleckens ihren Kirchgang halten, mußten sie *eine halbe Meile* (die »Landes-Meile« zu rd. 7500 m gerechnet) *nach Groden gehen, wohin die Wege fast sechs Monate, wenigstens für FrauenZimmer, fast ganz unbrauchbar* waren. Dieser mißliche Zustand war schon seit längerem offenkundig: in den Hamburgischen Senatsakten liegt ein *fernerweitiges* Gesuch des derzeitigen *Amtmannes auf dem Hause* (= Schloß) *Ritzebüttel* vom 10. März 1786, *die Anlegung eines Bethauses im Flecken Ritzebüttel betreffend*, und ein abschlägiger Bescheid vom 3. Mai ebendieses Jahres, worin *unter ausführlicher Anführung der dawider obwaltenden wichtigen Gründe, dieser Vorschlag nochmals gar sehr dissuadiret wird*.

Die Energien des Amtmannes Dr. Amandus Augustus Abendroth (Abb. S. 49) waren andere, als die seines Vorgängers: obwohl die französische *occupation*, durch welche Ritzebüttel mancherlei erlitten, gerade erst überstanden war und der Senat *nicht sehr* für seinen Plan, gelang es ihm in beharrlichem, alle Fakten (mitsamt Bauplatz und finanziellen Weiterungen) klug vorausbedenkendem Unterhandeln, die *Hoch und Wolweisen, Hochgelahrten Herren* – Senator Hamburg's auch er! – dem Projekt geneigter zu machen.

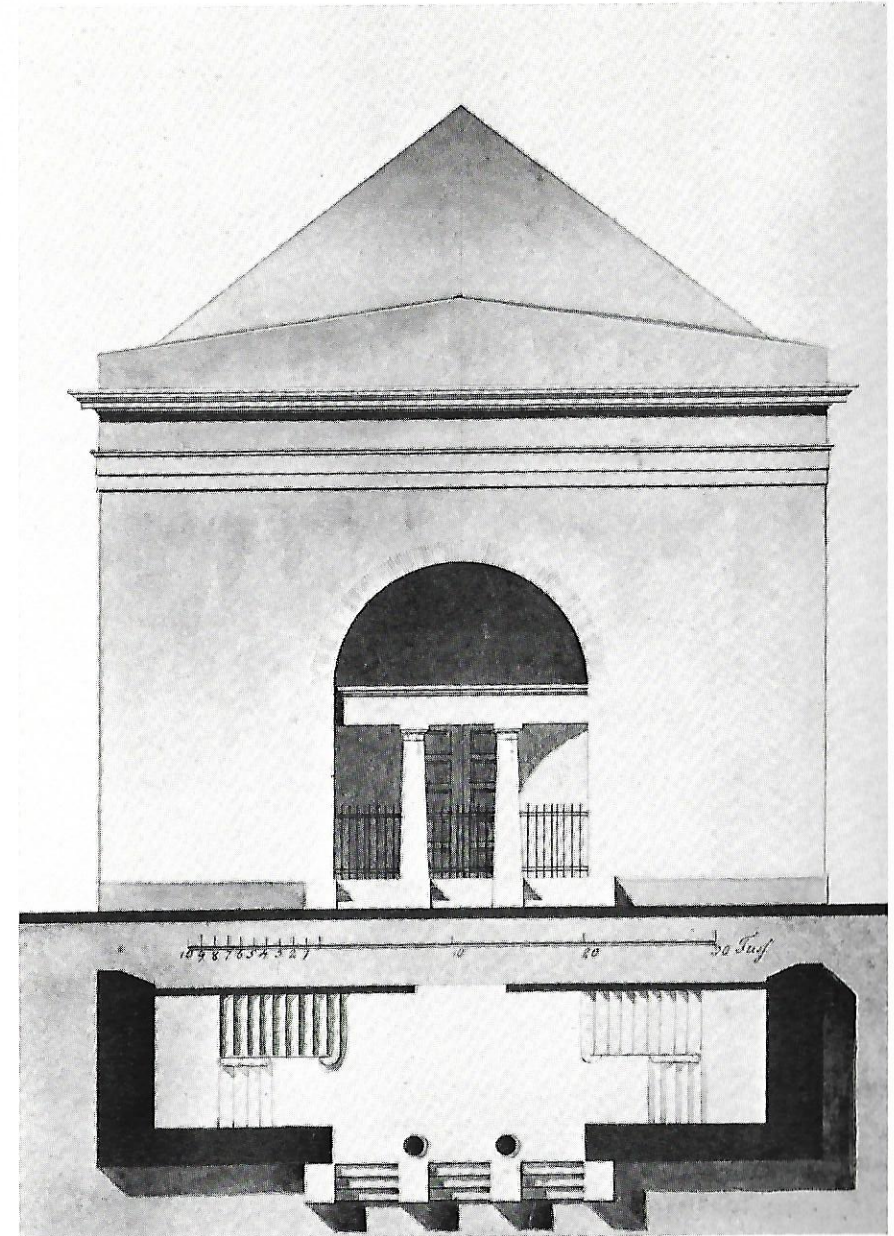
Seine Vorschläge zur Gewinnung eines *religiösen Versammlungsortes* hielten sich sehr in Grenzen: nur von einer *hinlänglich großen Kirche* war die Rede, *einfach von Brandmauern gebaut und aller überflüssiger Aufwand so wie auch die Erbauung eines Thurms gänzlich dabey vermieden*. Dies fand Zustimmung; und so wurde unterm 24. Mai 1816 von der obersten hamburgischen Behörde *unentgeltlich* das obbesagte Grundstück *im Bezirke des dasigen Vorwerkes* der Gemeinde überlassen und Genehmigung zur *Erbauung einer Kirche oder vielmehr eines Bethauses* erteilt. Jedoch unter dem Beding, *daß die Kosten des Baus und*

Carl Wimmel (1786-1845):
Entwurf einer Fassade für die zu erbauende Martinskirche; zuunterst: Grundriß

der künftigen Unterhaltung der Kirche von den Einwohnern des Fleckens alleine bergeschoßen werden. Gedacht war an die Gewinnung von Geldmitteln aus Legaten, Subskriptionen, dem Verkauf von 300 Stellen (= festen Plätzen im Gestühl) à 80 Mark $\frac{1}{2}$ Courant, schließlich auch durch Verstattung einer allgemeinen Kollekte in den Kirchen Hamburgs zur Unterstützung des Baues . . . keine sehr glanzvolle Ausgangsposition, wie man sieht!

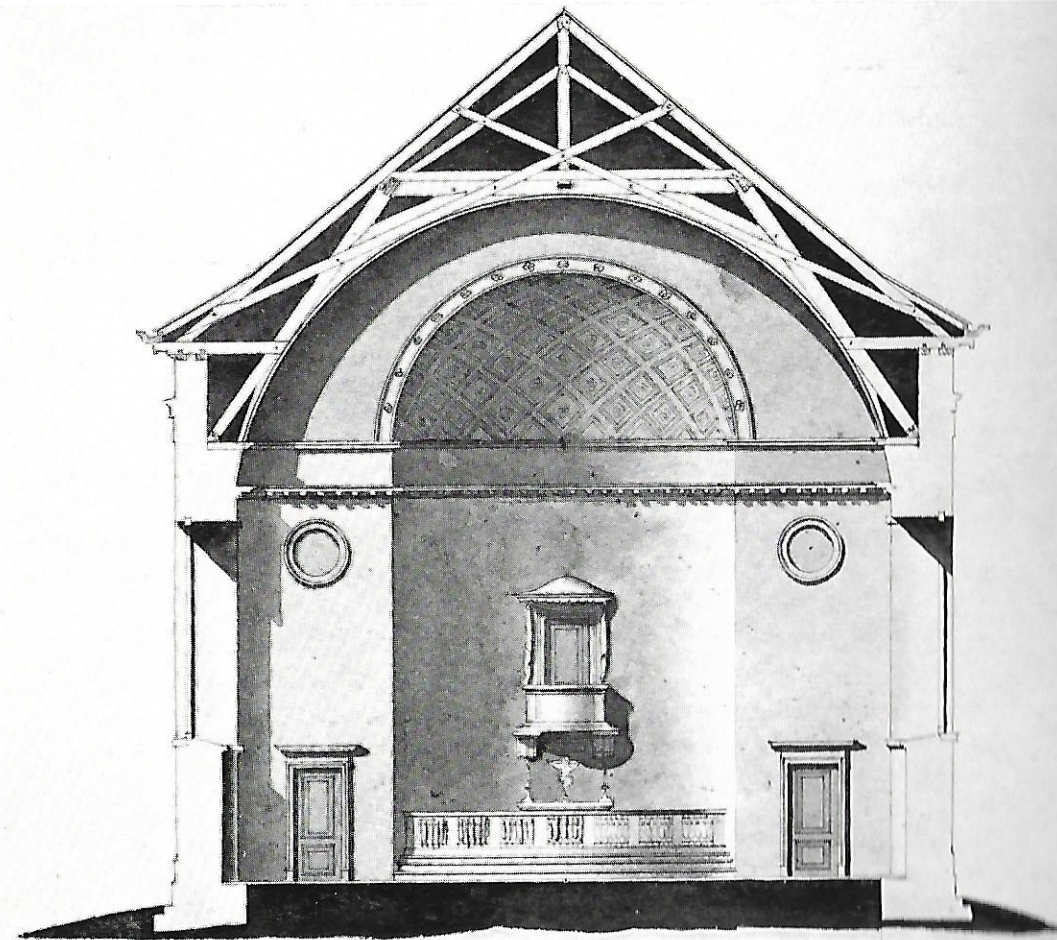
Gehen wir die Bauzeichnungen und -pläne durch, die wohl erhalten im Hamburgischen Staatsarchiv ruhen, so gibt es zunächst einmal eine fast aufregend zu nennende Entdeckung: ein (undatierter) Fassaden-Entwurf von der Hand des Erbauers jener einstigen Hamburger Prachtstraße »Esplanade«, Carl Wimmel, bildet da den Anfang; er weicht von dem uns gewohnten Anblick der Eingangsfront der Kirche allerdings erheblich ab und hätte, vom Marktplatz aus, ein ausgesprochen nobles Bild ergeben (s. Abb. S. 13). Ob dieser Entwurf gefiel oder nicht, ob er gar als Bestandteil dessen konzipiert war, worauf man sich – wie im Nachstehenden erkennbar werden wird – in Ritzebüttel versteift hatte, oder ob er nur deswegen fallengelassen wurde, weil es ja hieß, sparsam wirtschaften und sich bescheiden – das alles ist heute nicht mehr zu klären. Jedenfalls entschwindet mit diesem vereinzelt Beitrag der Name des späteren Hamburger Bau-Directors aus den Planungsakten; man sah sich nach anderen Architekten um und fand den genehmsten in dem – 1768 geborenen – Dänen Axel Bundsen, der in der Hansestadt ansässig geworden und dort vornehmlich mit einer Reihe Privatbauten aufs beste arriviert war; auch in Cuxhaven und Ritzebüttel hatte er sich bereits durch die geschmackvolle Erledigung verschiedener Aufträge bekannt gemacht (sein Entwurf für die neue Hamburger Börse war weniger von Glück begünstigt und wurde nicht verwirklicht; 1832 ist Bundsen – obwohl ein tüchtiger Künstler – in dürftigen Umständen gestorben).

Viel Freiheit zu eigener Phantasie-Entfaltung gedachte man ihm nicht zu lassen: im Grunde sollte er nach dem Beschluß des Kirchencollegiums, dem außer dem Amtmann der Schultheiß des Grodeners Distrikts und drei Juraten (im Hinter-



grunde noch *zwei Leviten*) angehörten, nichts weiter tun, als die damals neue, streng klassizistische Kirche in Wandsbek bei Hamburg – fertiggestellt 1800 nach Plänen Joh. August Arens' – innen getreulich nachbauen und nur einen andersartigen Außenmantel darum legen, der nicht mit einem so aufwendigen Portikus (= Säulenvorhalle) geschmückt war, wie das bewunderte Vorbild (nicht nur die Akten sprechen von dieser ganz bewußten Anlehnung, sondern auch Abendroth selbst in Bd. 1 seines Buches über »Ritzebüttel und das Seebad zu Cuxhaven« [Hamburg 1818]: sie werde *nach dem Modell der Kirche zu Wandsbeck mit einigen nothwendigen Abänderungen* erbaut). Daß dann im einzelnen dennoch etwas sehr viel Persönlicheres entstand, als ursprünglich gedacht war, sei schon hier angemerkt; wie weitgehend jedoch die Entsprechungen zumindest in der Gestaltung der Altar- und Kanzelpartie waren, ergibt auf das Eindrücklichste die Betrachtung der entsprechenden Wandsbeker Bauzeichnung (siehe Abb. S. 15). Übrigens ist diese Wandsbeker (Dreifaltigkeits-)Kirche in der Nacht vom 31. Juli auf 1. August 1898 in einer Feuersbrunst zugrundegegangen.

Am 13. Oktober 1816 wurde feierlich der Grundstein gelegt und am 29. Oktober beschlossen, *alle Materialien so bald als möglich anzuschaffen, um, wenn es thunlich, am 31. Oktober 1817 (!) als am dreihundertjährigen Reformationsfest die Kirche einzuweihen*: immerhin eine beachtliche Terminsetzung bei einem Gebäude von 30 m Länge und 14 m Breite und allem zugehörigen Inventar! Was aus diesem Vorhaben wurde, werden wir sogleich sehen; doch auch, unter welchen geradezu unvorstellbaren Bedingungen seine Verwirklichung angegangen werden mußte: die Sitzungsprotokolle und angesammelte Menge von Briefen der Bauhandwerker, Lieferanten, auch Ratsherren usw. spiegeln dies wider. Da ist zunächst von Steinen die Rede, die von einer Fabrik in Oberndorf oder *über der Ost in der Bentwisch* hergestellt und geliefert werden sollen . . . das ist noch etwas ganz Reguläres. Ungewöhnlich aber wird es, wenn in Hamburg bei befreundeter Stelle angefragt wird, ob das abgebrochene Gestühl und der Lektor



Durchschnitt nach der Linie A-B

(= Empore) der ehem. *Krankenhofskirche* oder Gestühl von der ehem. Heilig-Geist-Kirche noch verfügbar und womöglich nach hier zu übernehmen sei – was beides unter dem 17. Oktober 1816 verneint werden muß –, wenn im Februar 1817 begründete Aussicht besteht, *die Felsenstufen des Leuchtturmes zur Kirche zu erhalten*, und eines der Mitglieder des Kirchenkollegiums dazu auserkoren wird, *am Hafen nachzusehen, wie viele Steine da sind, um danach zu bestimmen, ob sie als unterste Lage an der einen Seite der Kirche oder als Tritte zu verwenden seien*; wenn ein großer Stein auf dem *Grodener Friedhof* gemessen werden soll, *um zu beschließen, ob er nicht zu den Sohlbänken (= Fensterbänken) zu gebrauchen sei*, oder wenn im darauffolgenden Jahr eine *Hamburger Eisengießerei (auf dem Grasbrook)* erklärt, von den *alten Canonen*, die beim Schlosse lagern, könne sie zur Anfertigung gegossener *FensterRähmen Gebrauch machen*: »belieben Sie nur, uns zu dem Ende, gefälligst das Quantum so wie das Caliber derselben aufzugeben«.

Doch das wohl Kurioseste von allem: man baut, ohne sich recht schlüssig zu sein darüber, wie man denn nun eigentlich bauen will! Und dementsprechend geht es nur im Schnecken-tempo voran damit; was nicht am Geldmangel allein liegt. Fest steht zwar, was Abendroth schon in der Kollegiumssitzung vom 29. Oktober 1816 *proponieret* hatte: *wenngleich der Ordnung nach der Altar im Osten liegen müßte, dennoch die Hauptständer (= hölzerne Senkrechten) nach Osten und den Altar nach Westen zu verlegen, da man dann von Groden und dem Flecken sogleich die Façade sehe*. Danach war man verfahren. Aber ansonsten scheint man ziemlich aus dem Stegreif und im Vertrauen auf einheimische Ratgeber vorgegangen zu sein und es damit in den 1½ Jahren nach Grundsteinlegung über die Fundamente nicht weit hinausgebracht zu haben. Das läßt sich aus einem Schreiben Axel Bundsen's vom 21. April 1818 ablesen, in dem dieser seinen Ritzebütteler Auftraggebern – in zwar etwas krauser Diktion, doch deutlich – kundtut: »Bei die anlage zu daß Grundwerk des inneren Mauerwerk, ist wohl nicht rathsam ohne Aufsicht anlegen zu lassen, so wie auch zu Ver-

bindung des Holzwerkes mit daß Mauerwerk sehr genau Correspondiert werden muß. Solte der Bau der Kirche vorgenommen werden nach Zeichnungen die ich geliefert habe, darf ich nicht ohne einige Besuche solches wünschen, indem ich mir unmöglich die leichtsinnige Behandlung der BauArbeiten in unseren Tügen, zu meinen Nachtheil aussetzen werde. Solte der KirchenBau nicht, in daß Material so wie in der Ausarbeitung solide in Befolgung der Angaben, ausgeführt werden, halte ich gegen mir selbst pflichtmäßig dafür zu sorgen daß nichts auf meinem Nahmen haftet. ich hoffe daß Euer hoch und Wohlgeboren diese Worte zu meinem Vortheil aufnehmen werden.« Und im Postscriptum: »So eben erfahre ich, daß mann mit daß aufmauern der Kirche Beschäftigt ist, und sei mir erlaubt zu bemerken daß die Ausführung des Mauerwerkes nur eine nebenarbeit ist; und zu früh unbedacht aufgeführt, leidet die Mauer. alle übrige Arbeiten bedürfen gute Ausführung und Aufmerksamkeit, so wie in der Anlage mehr richtigkeit, wie von dortige Arbeitern zu erwarten.«

Hier erst bahnt sich also das an, was man für ein erstes Erfordernis hätte halten sollen: das maßgebliche In-Erscheinung-Treten des Architekten. Daß es so sanft geschieht und nicht unter geharnischem Protest, liegt am Charakter des Betroffenen, dem das »Hamburgische Künstler-Lexikon« von 1854 nachsagt, er habe im Ruf eines streng rechtlichen Mannes gestanden; man kann hinzufügen: »und muß von außergewöhnlich gutwilliger Bedächtigkeit gewesen sein«!

Der erste in den Bau-Akten nachzuweisende Brief Bundsen's ist datiert auf den 23. Februar 1818; darin wird von zurückgereichten älteren Plänen gehandelt, die er durch neu-zu-entwerfende zu ersetzen sich bereiterklärt: bis dahin war demnach so gut wie gar nichts geregelt (noch 2 Monate darauf steht zur Erwägung, ob die Kirche – *auf dem schon gelegten Grund – ein Sockel von 18 zoll hohe Sandstein erhalten solle oder ob, es vorzuziehen sei einen solchen von Mauer zu nehmen*). Bundsen macht sich an die Arbeit; und nachdem am 5. April Abendroth seinem Kirchenkollegium hat ankündigen können, daß er *die Risse jeden Augenblicke zurückerwarte und daß die Instruction dabei alles berück-*

sichtigt habe, was irgend notwendig sey, treffen 2^{1/2} Wochen später aus Hamburg sechs – in den *Durchschnitten* liebevoll malerisch ausgeführte – Zeichnungen ein, begleitet und kommentiert von einem sachbezogenen höflichen *Pro Memoria* (vom 20. April). Worauf schon am 24. des Monats das Kirchenkollegium wieder beisammen sitzt und protokolliert wird, man beschlösse, *die Vorschläge des H. Bundsen im Ganzen zu genehmigen und ihn für diese so schöne als zweckmäßige Arbeit zuförderst zu danken*. Es würden jedoch *folgende Änderungen* für nötig erachtet: . . . Und nun erfolgt endlich einmal ein Wort, das Bezug hat auf die noch heute vorliegenden Baurisse spätester Fassung, die ohnehin unser heimliches Verwundern erweckt haben, da sie so gar nicht mit dem jetzigen Befund übereinstimmen wollen (ganz zu schweigen von dem zwischen lauter Briefschaften ebenfalls noch steckenden Blatt, das die Kirche in Fachwerk-Bauweise bringt: es wirkt vollends verblüffend!). Sie zeigen nämlich – für das Innere – einen Bau, der sein Licht in erster Linie von acht Durchbrüchen in der Dachzone (mit Gaupen: vier links, vier rechts, in den Schriftsätzen *Erkener* benannt) erhalten sollte, während unterhalb der Seitenemporen die Mauern völlig glatt durchgezogen waren. Dem wendet sich jetzt die Kritik zu: da *bei unserem Klima und Winden das Dach immerwährende Reparaturen erfordert, auch die Erkener eine Miszierde des Gebäudes zu sein scheinen*, möchte man lieber *das Dach gerade herunter machen und, um der Kirche gehöriges Licht zu geben*, 9 Fuß überm Boden hoch-oblonge Fenster ansetzen und bis zu den halbrunden im Rücken der Emporen hinaufreichen lassen. Bundsen widerspricht zwar (seine *Arkener* würden unbedingt *dicht halten*), versucht auch noch, durch den Vorschlag planer Fenster aus *starken Englischen Glas* an Stelle der Gaupen von seiner Idee zu retten, was zu retten ist, gibt dann aber nach und ändert die Pläne entsprechend um. In der Resignation, mit der er den Fall (schriftlich) abtut, schimmert zaghaft und ganz nur am Rande ein neues Moment auf, das nachher – unter der Hand eines anderen? – Gestalt annehmen wird: von oben her, anstatt seitwärts, und nur in Höhe der Altarstufen Licht einfallen zu lassen,

indem *die Gipsdecke* (d. i. das Tonnengewölbe) *coupirt* (= durchstoßen) und das Dach darüber mit gläsernen Pfannen gedeckt wird. Wie weit das aber von Bundsen selbst – beispielsweise in mündlichen Besprechungen am Ort, von deren Bevorstehen wir mehrfach in der Korrespondenz lesen – entwickelt oder vorangetrieben wurde, ist für den Nachforschenden nicht eindeutig durchschaubar: solche Gespräche sind nirgends fixiert, und da alle Briefe Abendroth's an die Beteiligten fehlen, kann einzig und allein aus deren Antworten – günstigenfalls – rückgeschlossen werden auf jeglichen Vorgang. Außer Zweifel steht nur, daß sich an diesem Punkte die entwerfende Tätigkeit von Zweien überschneidet. Reibungslos ergibt sich das noch übrige zwischen den Partnern: aus beidseitig je 2 vorgesehenen runden Stützpfählern werden je 4 von quadratischem Querschnitt, kanneliert und von ionisierenden (Voluten-)Kapitellen gekrönt. Den Gedanken, den *Stuhl des Herrn Amtmannes* unter der Orgelempore, also über der Eingangstür zum Kirchenschiff, anzubringen (man beachte: eine Art Fürstenloge, wie die Barockzeit sie kannte!), hatte Bundsen schon vorher dem sehr standesbewußten Herrn Abendroth ausreden können: es werde da sein Sitz nicht *mit Raison auf diese Höhe anzubringen sein, ohne den für die Orgel Bestimmten Platz, zu sehr zu beschränken*. Ein Gegenangebot war hinwiederum von Seiten Abendroth's verworfen worden: die Orgel auf einem zu errichtenden *Vorsprung* an die Nordwand (d. h. die rechte Seite, vom Haupteingang aus gesehen) zu verlegen und unter ihr 2 *geschlossene Gestühlte* einzubauen, durch eine besondere Tür von außen zu erreichen. So daß es, auf dem Umwege über einen zunächst schwalbennest-ähnlichen Entwurf, zu der Lösung kommt, die die uns vertraute ist: das – zur Gemeinde hin mit Glasfenster und Vorhang versehene – *Gestühl* des Amtmannes *an einer Seite des Altars in 7 Fuß Höhe über dem Fußboden der Kirche* (mit einem Zugang von hinten her) *angelegt und auf der entgegengesetzten Seite ein ähnliches Gestühl*; die Brüstung, nach Bleikorrektur auf dem Bauriß, statt vorgebaucht in der heutigen Form leicht einschwingend zwischen zwei Pfeilern geführt: wohl, um die dahinter Sitzenden für die übrigen Kirchenbesucher

ein wenig »außer Sicht« zu bringen. Ein Einfall also, nach Bequemlichkeit der *Honoratiore*s orientiert, und dabei von bestechender Eleganz. Für das Geläut ist, freistehend, im Südwesten ein kleiner hölzerner Glockenstuhl vorgesehen. Einen Turm – das sei noch einmal hervorgehoben – hat die Kirche nicht (nur ist, wie Abendroth in Bd. 2 seines Buches über »Ritzebüttel . . .« betont, *der Grund so angelegt, daß er darauf erbaut werden kann, sobald der Fonds dazu hinreichen wird*); auch sind die backsteinernen Außenwände und Ost- wie West-Eingang ohne auffälligen Zierat. Dafür weist das Innere aber etwas sehr Schönes, für unser Gebiet Einmaliges, auf, was, anders als der Anbringungsort der Kanzel, nun nicht der Wandsbeker Kirche entlehnt, vielmehr geistiges Eigengut Bundsen's ist (wahrscheinlich als Reminiszenz heimatlicher Eindrücke – er stammt von der Insel Fünen –): einen runden Altar, kanneliert gleich den seitlichen Pfeilern und im Halbkreis umschlossen von einer (Säulchen-) Balustrade, die zugleich Kommunikantenbank ist; Zutritt zur Apsis hat der Geistliche durch eine in die Nischenwandung eingelassene Tür. War somit alles Wesentliche im Frühjahr 1818 endlich abgesprochen, konnte es – und nun wirklich mit Schwung – an die Weiter- und Zuendeführung des begonnenen Werkes gehen. Kontrakt mit dem Maurermeister Findel (aus der *Hardewiek No 43*) wird geschlossen, am 8. November 1818 ist die Kirche unter Dach, am 27. Januar 1819 liegt der *Ris des Altars* und *zu den drey großen Flügelthüren* vor, und so geht es zügig weiter. Abendroth selbst kümmert und müht sich von vornherein um alles und jedes in Person: um Abstimmung der Arbeiten aufeinander und ihren zeitlichen Ablauf, woher Holz und Nägel kommen, wie breit der Mittelgang und wie lang die Bänke werden sollen, daß *der Boden der Kirche von Fliesen* und für das Dach *keine rothen Pfannen zu nehmen* seien; eine kleine alte Glocke, in Hamburg – im Arsenal! – von ihm aufgetrieben, ist Anfang 1816 *bereits angelangt* (sie schlägt heute, als Uhrglocke, die Viertelstunden), um eine zweite wird er noch 1819 und 1820 Petitionen verfassen und bis zum *ältesten präsidirenden Bürgermeister Amsinck* damit



gehen . . . am Ende hat er sie offenbar bekommen (und sie hängt, aus einstigem Besitz der St. Johannis-Klosterkirche, als Stundenglocke außen an der Nordseite des Turmes; ihre Inschrift besagt, daß sie 1775 von Joh. Andreas Bieber gegossen wurde); wegen der Farben Couleurirungen wird er befragt, äußert sich über die Höhe, in der der Lektor anzulegen sei, und bringt Zeichnungen zu dem Silberzeug (= Altargerät) bei, was alles Steinmetz der Kirche zu schenken willens (siehe Abb. S. 21: zugunsten des Bildaufbaues ist nur einer der Leuchter aus der Steinmetz'schen Stiftung gezeigt!). Noch andere Namen als dieser, die uns mitnichten fremd sind, klingen im Zusammenhange mit den Bauberatungen auf: u. a. Freudenberg, Krohs, Meyn und Segelcke. Und auch der Hamburgische Senat läßt zwischendurch wieder von sich hören und meldet Ansprüche darauf an, daß ein Rathsgestühl gratis hergegeben (= eingerichtet) werde, daß man jedoch als Beitrag zu dem Kirchenbau 600 fl hergeben wolle ohne alle Consequenz. Die Canzel, ist man sich einig, in Hamburg machen zu lassen, »da es uns hier an Anfertigung der Bildhauerarbeit fehlt«. Überhaupt ist so vielerlei von Hamburg aus heranzuschaffen, daß schon frühzeitig ein Verbindungsmann namens Joh. Heinrich Hopfeldt daselbst angeworben wird, der – von Beruf, wie das »Hamburgische Adreßbuch für das Jahr 1817« ausweist, Zimmermann – für den laufenden Nachschub an Zubehör zu sorgen und auch selbst handwerklich tätig zu werden hat; und diensteifrig lange Episteln . . . diktiert. Mit ihm hat man sich einem gewiegten Praktikus verschrieben, fähig, trefflich zu organisieren (1831/34 wird er, als Unternehmer, bei der Errichtung des bekannten »Jenisch-Hauses« eine beträchtliche Rolle spielen), fähig aber auch, sich unbedenklich nach vorn zu schieben. Bezeichnend in dieser Hinsicht sein Sich-Anbiedern bei Amtmann Abendroth durch von Brief zu Brief pffiffig-ungenierteres Auskramen privaten Freud und Leides. Bundsen begegnet er anfangs mit Vorsicht, berichtet nach Ritzebüttel von gehaltenen Conferenzen und daß er demnächst die Ehre haben werde, zusammen mit ihm auf dorten zu kommen, erbost sich dann aber, weil der viel auf Reisen befindliche und mehr, als ihm lieb, mit anderen Pro-

Herrn Axel Bundsen
Herrn Amtmann

Wenn ich auch noch nicht das angebotene eingesehen habe, so mag ich doch zu glauben daß ich nicht zu spät komme wenn ich selbst überbringen thun.
Ingenieur muß ich gestehen noch nicht angefordert zu haben, aber da er Arbeiten befehlt die ich allein ausführen nicht möglich sind, so muß ich mich auf andere aufgeben lassen. In der meinsten Überstunde in diesem Monat ist alles mit einander zu vereinigen, für alle im Januar und Februar, möglich arbeiten zu gestatten, daß arbeiten welche im Herbst nicht zu rückzuführen, da eine Zeit einhundert mit der Mittheilung angefangen werden kann.

Seine Geduldung bin ich sehr gezeugt mit vortheilhaftigen Details zu den Zeichnungen, welche Ihnen jetzt vorgelesen wurden und mehr mittheilend, gegenwärtig kann ich noch gar nicht was über den für mich beabsichtigten ist, anderen arbeiten auf gerathen hand.

Herrn Axel Bundsen
gezeichnet
ausgegeben

Hamburg den 6. Dec. 1818.

A. Bundsen

jekten sich herumschlagende Mann oftmals nicht, wie gewünscht, zur Verfügung steht, und ist bald auf dem besten Wege, ihn bei den Bauherren – als der stets flink Erbötige – auszustecken. Schon Ende 1818 hat er sich derart unentbehrlich gemacht, daß er statt des – möglicherweise noch gemeinschaftlich mit Bundsen erarbeiteten – viereckig-trichterförmigen Oberlichtes *im Gewölbe*, das *mißfällt*, eine *erhabene Cuppel* in Vorschlag bringen kann, *die aber nothwendig rund sein muß*: jetzt, unter dümmlicher Witzelei, unverhohlen sich rühmend, daß der Architekt weder davon noch *wegen dem Gestühlte* etwas wisse. In der Folgezeit verfertigt er *hierüber ein Model, wo der Schmidt (= Schmied) nach arbeiten, und seine einrichtung Hiernach ganz handgreiflich treffen kann*. Januar 1819 geht es um *das Gesimse zur Cuppel und die Zeichnung zu den Capitälern*, *welch beides er, weil biebey keine Zeit verloren gehen darf, da das proviliren derselben viele erfordert*, unmittelbar bei Bundsen anzumahnen empfiehlt; dergleichen rät er, diesen *wegen der Canzel noch mahl anzutreiben*: das scheint dem Tone nach, wie Früheres schon, den von ihm Umgangenen als säumigen Langweiler kennzeichnen zu wollen. Und wiewohl Bundsen auch weiterhin zu seiner Sache steht, sich zur Ausarbeitung von Details sogar an der eingeschmuggelten fremden *invention* bereitfindet und auch noch einige Male (z. B. im Mai 1819) als Mitreisender zu Baubesichtigungen in Ritzebüttel genannt ist . . ein Ausweichen des Architekten vor so viel lautstarkem Geltungsdrang ist von hier an nicht zu übersehen. Denn auch sein Nachricht-Geben versandet jäh: das – noch nichtsahnende – Schreiben vom 6. Dezember 1818 (siehe Abb. S. 23) ist sein letzt-vorhandenes; es läuft gerade unter dem Datum, an dem die frohlockende Feststellung Hopfeldt's zu Papier gebracht ist, er sei der, der die Kuppel sich habe einfallen lassen! Nur, daß des Zimmermanns spätere Auslassungen wieder um etliche Grade artiger klingen: als habe Abendroth ihn doch ein wenig auf Abstand gewiesen. – Anfang März 1819 sind *die beyden Gestühlten, und Treppe, so weit gediehen*, daß Hopfeldt *nächste Woche – so bald sich eine Schiffsgelegenheit trifft – mit selbiges kommen will, um sämtliches aufzurichten*. Da Bundsen

die *Chabelone* inzwischen geliefert hat, ist (lt. Mitteilung vom 23. März) *der Gipser sogleich bey die Capitälern gegangen und verspricht, selbige in 5 Wochen fertig zu liefern*.

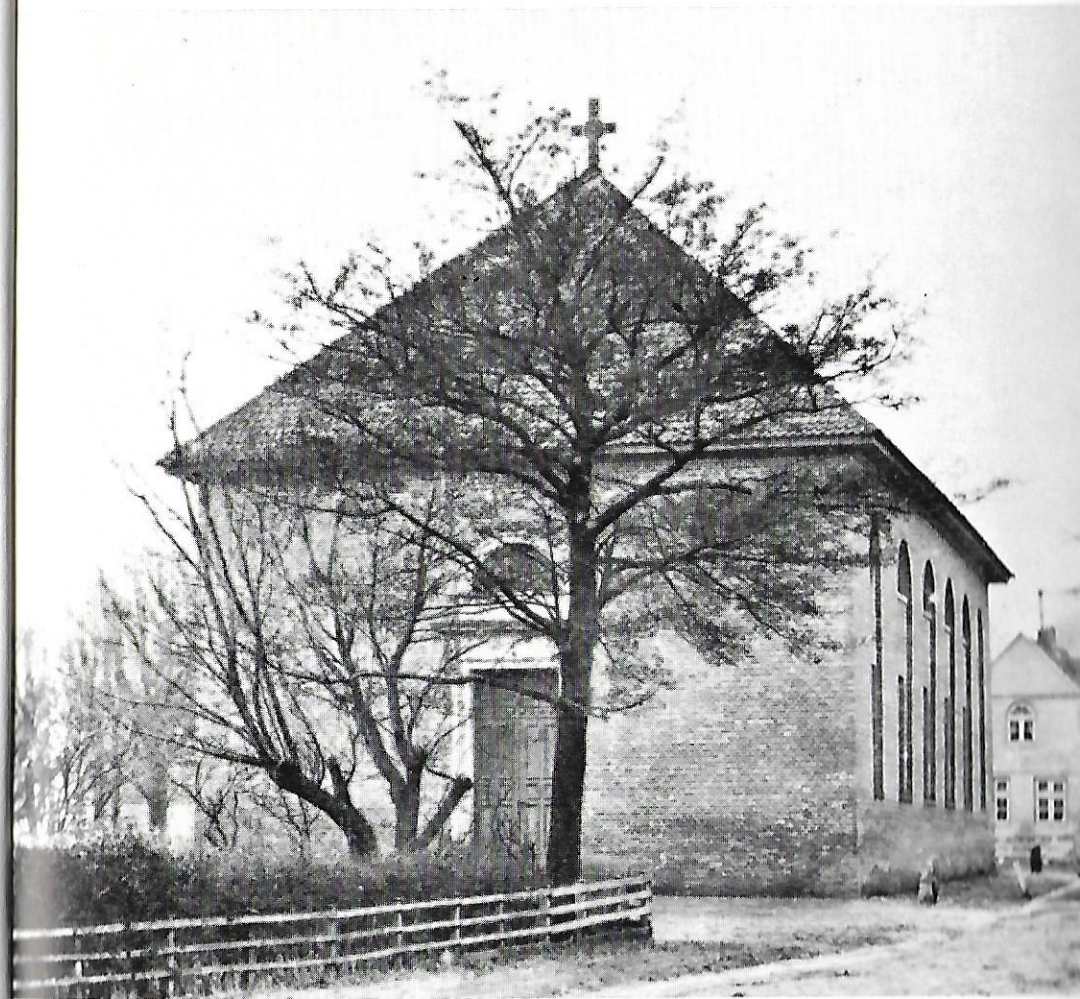
Mit noch ganz anderem gedenkt Hopfeldt gelegentlich der im Vorstehenden angekündigten *Überkunft* aufwarten zu können – auf einem Gebiet, das ihm an sich nun wirklich fernliegen müßte, in Wahrheit aber allemal, wenn es brieflich zur Sprache kommt, ihn in geradezu schwärmerische Beredsamkeit ausbrechen läßt: Vorschläge zu unterbreiten für die *Bekleidung des Altars und Canzel!* Hatte er schon vordem in seinem vertrackten Deutsch gemeint, dazu wären *die drey aufgegebenen Farben, nemlich dunkelgrün, violet und ponceau (= scharlachrot), in Sammit, Die vorzüglichsten*. »*hauptsechlich gebe ich die erste und letzte den Vorzug, weil die mittelste sehr empfindlich, doch müßten auf jeden Fall diese mit golden frangen garniert sein, auf diese Art Kanzel und Altar bekleidet, wird man gleich beym Eintritt in der Kirche sehen können, daß ein Feiertag stattfindet. Zu der gewöhnlichen Sonntags-Bekleidung, kan man die nemliche Farbe, in Tuch nehmen, mit Wollen oder Seiden Kobr (= Chor-)frangen besetzen, den(n) die goldenen frangen, müßten allein den Festtag bezeichnen. Dieses alles würde die Kirche in ein (er)hebendes Licht bringen, und das vue (= Anblick) im ganzen, in einer glänzenden Ansicht stellen*« – – jetzt verheißt er, er werde *Proben von Sammet nebst angepaßten frangen mitbringen, und schwelgt noch einmal in der Vorstellung, daß man sodann gleich werde sehen können, wie sich dieser ausnimmt, und welchen Effect er verursacht*. Übriggeblieben ist davon unter den Blicken der karg rechnenden Ritzebütteler der Entschluß: *da rothe Tressen – als Samtumrandung – zu kostbar, andere aber zu ärmlich, eine hochgelbe seidene Franze und Borde zu nehmen*. Und auch das war schließlich nur als ein Geschenk *wohlwollender Hamburger* möglich!

Ist solcherart alles bis ins nahezu Letzte bedacht und vorbereitet, wird, fünf Monate vor Fertigstellung des Baues, aus dem Keller des Schlosses, wo sie seit

1816 verpackt aufbewahrt worden, die künftige Orgel der Kirche hervorgeholt und von zwei Hamburger Orgelbauern in Eil-Arbeit errichtet; auch ihr Vorhandensein einzig Abendroth's Initiative zu danken, der sie – durch Vermittlung eines der verwaltenden *Oberalten* – von der wegen angeblicher Baufähigkeit geschlossenen Heilig Geist-Hospitalkirche in Hamburg zu günstigem Preise hatte erwerben können. Nach dem Zeugnis der Zeitgenossen *ein wirklich vorzüglich schönes* Instrument, das, 1640/43 erbaut und 1675/78 vergrößert, zuletzt (1702) noch durch des berühmten Arp Schnitger's bessernde Hand gegangen war!

Am 22. August 1819 findet unter festlichem Gepränge die Kirch-Einweihung und Namensgebung – Martin Luther, nicht aber dem heiligen (= St.) Martin, zu Ehren – statt; und indem in den Dankeschoral der versammelten Gemeinde hinein von den *auf dem Vorwerk aufgepflanzten Canonen Salven gegeben werden*, hat das Abenteuer dieses langwierig schwierigen Unternehmens: dem Flecken Ritzebüttel eine eigene Kirche zu geben – seinen Abschluß gefunden.

Wohl existiert jene frühe graphische Darstellung der Martinskirche in ihrer originalen Gestalt von 1819, die auch in einigen Cuxhavener Häusern hängt und aus der der fast weiß wiedergegebene Bau, inmitten angrenzender Gehöfte und Einzelbauten unter Bäumen, so anheimelnd, doch etwas steifleinen, herauschaut, beinahe das harte Wort rechtfertigend des Pastors Wilhelm Walther (in seinen »Lebenserinnerungen«): die Kirche mute *wie ein Reitstall* an. Weit realer und deshalb unmittelbarer spricht zu uns die durch ein günstiges Geschick im hiesigen Stadtarchiv bewahrt gebliebene allerälteste Photographie (von 1868; siehe Abb. S. 27): an ihr wird erst eindringlich klar, was alles sich in den nunmehr vergangenen 150 Jahren am Äußeren des Bauwerkes geändert hat (vgl. auch Abb. S. 2 – neben der Titelseite –, eine Aufnahme neueren Datums: 1952); für das Innere nehmen wir bei dieser Betrachtung das weiter oben Geschilderte bzw. unsere eigene Anschauung zu Hilfe.



Hinzugekommen ist – 1883/85 – der Turm im Westen, wofür der gesonderte Glockenstuhl entfallen konnte: in den Bauformen (z. B. der Schallöffnungen und Fenster) denen des Altbaues angeähelt, wodurch beides miteinander trotz unterschiedlicher Entstehungszeit eine relativ gelungene Einheit bildet. Hinzugekommen ist auch – in denselben Jahren – das seiner Funktion nach (als Gegengewicht zum Ragen des Turmes) zwar verstehbare, darüber hinaus jedoch kaum für einen Gewinn anzusehende Portal zum Markt hin: allzu geflissentlich zu rechtgestückt aus allenthalben in und an der Kirche zusammengeklauten Motiven reckt es sich auf! Außer ihm kamen noch die ringsum angesetzten zwanzig Strebepfeiler (mit vorgelegten, $\frac{3}{4}$ -hohen Lisenen) hinzu, gebaut, um dem Schub des Dachstuhles auf die oberen Teile der beiden Seitenmauern entgegenzuwirken, der schon 1849, 1859 und 1862 und dann vor allem 1882 bei statischen Überprüfungen zu warnenden Hinweisen der Fachleute auf die Gefährdung der Bausubstanz geführt hatte. Daß das Ganze vom Grunde her neu unterfangen ist, weil die vierkantigen Pfeiler sich bereits 1828 zu senken begannen und die ursprünglichen Pfahlroste zu Beginn unseres Jahrhunderts vermorscht waren, sieht man dem Äußeren nicht an; es sei dennoch immerhin erwähnt. Auch die im Inneren sichtbaren Eisen-Anker, welche die auseinanderstrebenden Mauern zusammenklammern und die Widerlager des Gewölbes entlasten helfen, haben ihren Grund in der genannten Anfälligkeit des Hauses. Da wir nun schon beim Innenbau angelangt sind: geblieben ist der, von Frankreich zu uns gekommene, Crucifixus aus Elfenbein – eine gediegene Arbeit des 18. Jh. – (Abb. S. 33), verschwunden aber zu seinen Füßen der runde Altar: da er zu *ungebräuchlich* war, hat er 1892 (als dürfe nur das »Gewöhnliche« Bestand haben) dem jetzigen eckigen Kastentisch weichen müssen. Doch besteht berechtigte Hoffnung, daß dieses charakteristische Teil der Ausstattung schon in naher Zukunft durch Rekonstruktion wird wiedergewonnen werden können; ist es doch, mit der Kanzel zusammen, eindeutig das architektonische Herzstück der gesamten Anlage. Verschwunden – nämlich zugemauert – ist auch (erst in unse-



ren Tagen) die lichtgebende Kuppel, die zu diesen beiden Gliederungs-Elementen in logischer Entsprechung stand. Die Orgel, in mehreren Etappen – 1885 und 1927 – durch Umbauten und »Modernisierungen« umgebracht, enthält nur noch armselige Reste des barocken Registerbestandes; für sie ist gleichfalls – und zwar in absehbarer Zeit – der Bau eines Nachfolge-Instrumentes zu erwarten, würdiger, als es das klanglich zwiespältige, technisch launenhafte jetzige ist. Der erst 1926 erfolgten Umstellung von Kerzenlicht auf elektrischen Strom (mit – unlängst – neuen, stilistisch sehr fein ihrer Umgebung angepaßten Kerzenleuchten), auf moderne Heizvorrichtung usf. sei hier nur beiläufig gedacht. Zweierlei aber, was gleichsam im verborgenen überdauert hat, erscheint um so mehr des Vermerkes bedürftig: einmal die durch Einziehen einer Scherwand verdorbene, in der Deckenregion indes sich noch deutlich abzeichnende, edle Rotunde der Eingangshalle und zum anderen das – bis auf die Übertünchung – völlig intakt gebliebene alte Westportal, das nur derjenige zu Gesicht bekommt, der durch die Turmtüre eintritt (Abb. S. 29): mit hohem kassettiertem Türfeld, der zart profilierte, breite Rahmen nebst quer darüber-liegender Wandkassette überfangen durch ein Gesims mit ornamental behandelten Konsolen (andeutungsweise taucht dabei der Pinienzapfen auf: vgl. die 1892 ihm nachgeahmten auf den Pfosten der Altarraum-Balustrade!), zuoberst ein Halbrundfenster als leichthin sich anfügender Beschluß . . . insgesamt ein wohlthuend harmonisches Gebilde von verhaltener Vornehmheit!

Nach mehreren, je nach Zeitgeschmack anders ausgerichteten, Renovationen ist heute eine neuerliche, mit bildenden Künstlern und Denkmalspflege sorgfältig erwogene und abgestimmte, im Werden, die farblich der sachlicheren Einstellung unserer Zeit Rechnung trägt und zugleich rückschaut auf den Status, den man 1818/19 dem Inneren gegeben hatte. Sie wird der Kirche auch den früheren Fliesenbelag des Fußbodens wiederbringen und dazu die Einrichtung eines – der Einfassung des Altarraumes angefügten – Pultes für die liturgischen Lesungen sowie des merkwürdigerweise bislang nie bedachten Taufsteines: in Formen,

die Alt-Gegebenes mit heutigem Kunstempfinden verbinden sollen. Der größere Raum hierfür – als Bild einer Taufkapelle in der Kirche – ist durch Wegnahme und Umstellung mehrerer Bänke bereits vorgebildet. Fraglich, ob in der Konche (= dem gewölbten Teil der Altarnische) das Symbol der strahlen-aussendenden Sonne, das Axel Bundsen für diesen Ort vorgesehen hatte, wieder erscheinen wird (dann möglicherweise an anderer Stelle auch das des Mondes, das nach der Regel genauso zu dem gestirnten Himmel des Gewölbes hinzugehört); durchaus folgerichtig wäre es, wenn auch in diesem Punkte den, ja keineswegs spielerischen, Intentionen der Erbauer nachgegeben werden könnte! Das »Auge Gottes«, das bei älteren Kirchen vielfach zu Häupten des Altars zu finden ist, braucht nicht erst in den Kreis der Überlegungen einbezogen zu werden: oben im Kanzeldeckel hat es sich, reduziert auf das gleichseitige Dreieck in der Aureole, in die Gegenwart herüber-gerettet: von alters her ein Sinnbild der Heiligen Dreieinigkeit.

Wenn so eines Tages alles irgend Mögliche getan sein wird, um nicht nur den Bau in Stand zu halten, sondern auch seiner – etwas kühl distanzierteren – Eigenwilligkeit gerecht zu werden, indem man ihn rückführt zu der kostbaren, lichten Geschlossenheit, die ihm nun einmal gebührt, dann werden wir um so mehr uns eines Besitzes freuen können, der nach wie vor im niedersächsischen Raume kaum seinesgleichen hat und von dem wir mit einigem Stolz – als Gemeinde und als Cuxhavener – uns gegenwärtig halten dürfen, daß er »unsere« Kirche ist. – Möge er den Lebenden und ihren Nachfahren noch lange zu tüchtigem Gebrauch erhalten bleiben!

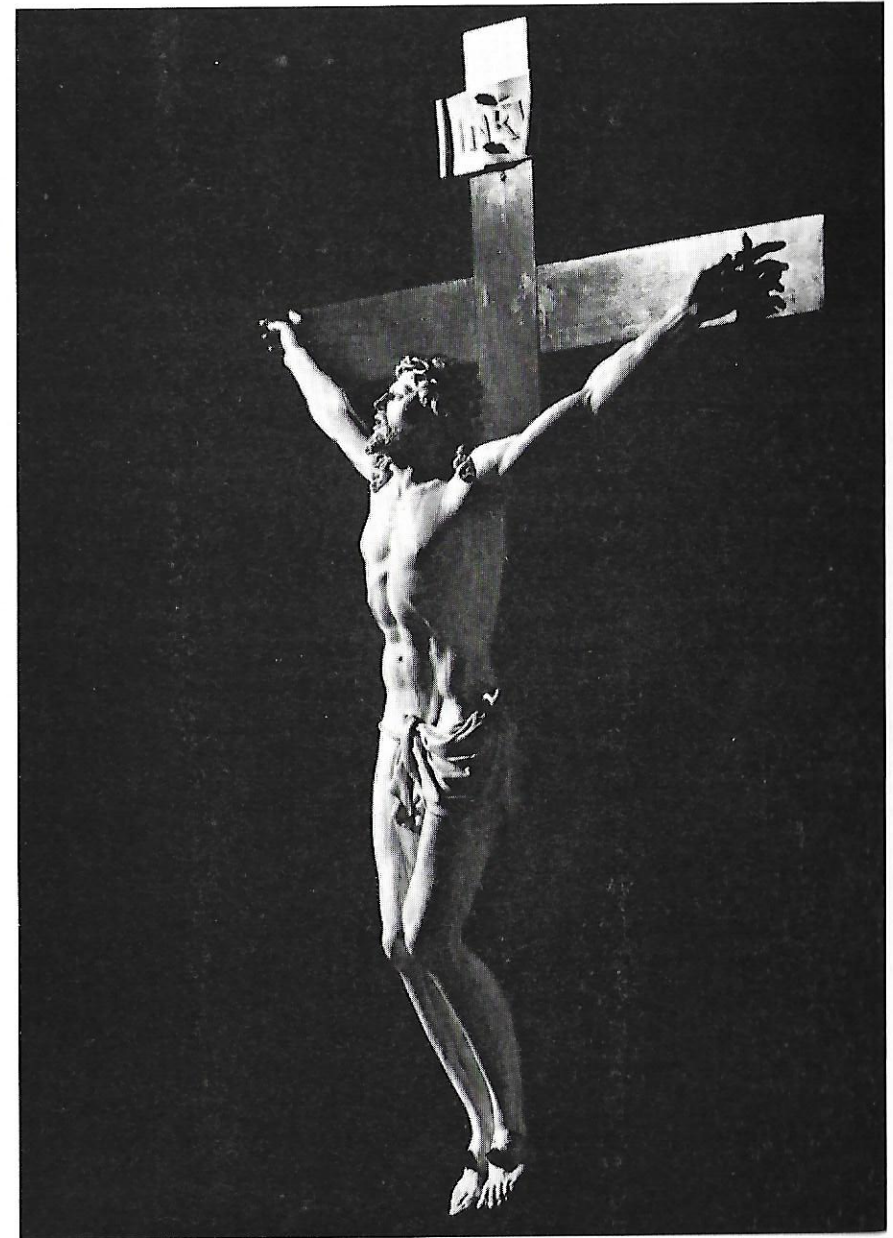
Das Kruzifix der Martinskirche

Von den Kunstschätzen, die unsere Martinskirche besitzt, ist das Kruzifix auf dem Altar aus einem ganz besonderen Grunde bemerkenswert: es ist, neben seiner künstlerischen Bedeutung, ein Dokument der Menschlichkeit, die höher steht als religiöse, rassische und politische Unterschiede. Ein Aktenstück im Hamburgischen Staatsarchiv gibt in der trockenen Sprache der Behörden darüber Auskunft, wie dieses Kruzifix in die Hand der Kirche kam.

Unter den 16 Familien mit 85 Mitgliedern, die im Jahre 1817 zur jüdischen Gemeinde des Amtes Ritzbüttel gehörten, war auch die des Kaufmanns Samuel A. Friedländer. S. A. Friedländer war ein weitgereister Mann. Seine Geschäftsbeziehungen reichten über Frankfurt bis nach Paris und London. Als einer der Vorsteher der jüdischen Gemeinde, die 1816 in dem noch heute stehenden Hause Westerreihe 21 ihre Synagoge eingerichtet hatte, war Friedländer dem Amtmann Amandus Augustus Abendroth bekannt. Der aufgeschlossene Hanseat bekannte sich im Geiste Gotthold Ephraim Lessings, dessen »Nathan der Weise« seit 1779 auf deutschen Bühnen aufgeführt wurde, zur Humanität und Toleranz. Für ihn war der Jude gleichberechtigter Bürger.

Abendroth hatte vom Hamburger Senat 600 Mark zur Ausschmückung der Martinskirche erhalten. Er beauftragte den Kaufmann Friedländer, dafür in Paris ein Kruzifix zu kaufen. Dieser konnte auch ein *Kruzifix samt von Schwarz Ebenholz verfertigtes Kreuz* finden, das 600 Mark kosten sollte. Doch er ließ ein größeres anfertigen und übernahm die Mehrkosten einschließlich Zoll und Transport auf eigene Rechnung. »*Ich verlange nicht mehr als meine erste Auslage von 600 Mark*«, schrieb er in seiner Schlußabrechnung. »*Und soll Alles Uebrige der Kirche zum Geschenk dienen . . .*«

»*Alles übrige*« – das waren runde 160 Mark, ein Betrag, der heute mindestens eine vierstellige Zahl bedeuten würde; denn *eine Mark* ₤ *Courant* von damals mußte heute mit sieben Deutschen Mark bezahlt werden. Friedländer hatte sich darauf nicht beschränkt. Er hatte sich auch an der öffentlichen Subskription beteiligt, mit deren Hilfe man den Bau zu finanzieren versuchte. Eine erste



Sammlung im Amte Ritzebüttel ergab 8 740 Mark, eine zweite 6 000 Mark. Friedländer hatte 150 Mark und B. J. Brady, ebenfalls Mitglied der israelitischen Gemeinde Ritzebüttel, 100 Mark gespendet.

Abendroth konnte durch den Hamburgischen Oberalten Otto von Axen, seinen Freund, die maßgebenden Kreise in der Hansestadt für den Kirchenbau in Ritzebüttel interessieren. Der Senat erteilte seine Genehmigung zu einer Kirchenkollekte, die weitere 3 284 Mark brachte. Darin waren nicht nur die Sammelergebnisse der Hamburgischen Hauptkirchen enthalten. Die Deutsche Reformierte Kirche gab 198, die Französische Reformierte Kirche 64 und die Römisch-Katholische Kirche Hamburgs 54 Mark. Auch hier also galt der Grundsatz der Toleranz, der brüderlichen Hilfe. Doch der Kirchenbau kostete 71 564 Mark. Und so entschloß man sich, kurz bevor die Kirche fertig war, in öffentlicher Auktion die einzelnen Logen und Kirchenplätze zu versteigern. Das Ergebnis war überraschend hoch: 38 000 Mark flossen in die Kasse. Einzelplätze, im Kirchenschiff unten für die Frauen, auf den Emporen für die Männer, brachten 60 bis 100 Mark, die Logen 578, 1 441 und 2 600 Mark. Auf den Kauf wurden allerdings die bei der Subskription gezeichneten Beträge angerechnet. Auch Friedländer und Brady beteiligten sich an der Versteigerung der Kirchensitze: sie kauften mehrere Plätze für je 257 Mark. Trotz aller Opferbereitschaft der Ritzebütteler, die in zwei Jahrzehnten ständig wechselnder Besetzungen arm geworden waren, konnten die Baukosten nicht aus freiwilligen Gaben gedeckt werden. Die neue Gemeinde mußte eine Anleihe aufnehmen, die erst in Jahrzehnten abgetragen werden konnte.

Jahrzehntelang zog sich auch die finanzielle Auseinandersetzung mit der »Muttergemeinde« Groden hin, die durch die Abtrennung von 1 550 Ritzebüttelern von 2 200 auf 650 Mitglieder herabsank und nicht mehr in der Lage war, die baufällige St. Abundi-Kirche zu erhalten. Erst am 11. Mai 1865 verkündete der Hamburger Senat einen Kompromißentscheid, durch den die Verteilung der Kapitalien, Ländereien und Renten zwischen Ritzebüttel und Groden geregelt

Ritzebüttel, den 6^{ten} July 1819.

Herr *Erwinann Wilhelm Friedl. Voss.*
 kaufte an Kirchenstände

Hauder Seite No. 43. Summe Pfund für Met.	110
" " " 45. " " " " " "	101
Johann Lorenz 21. Mannschuß " "	156
Summa Mark	367

Hierauf subscribirt 200 Mark *fr.* und bezahlt Cassa Met. 186. 10/

Zahle den 1ten Termin Johanny 1819 Met.	91	12/
" " 2 " Michaely " "	29	9.
" " 3 " Oftern 1820 "	29	9.
" " 4 " Michaely " "	29	8.
Subscription	186	10
Cassa	367	

Uebrig mit andern nicht bezahlet sind mit freundl. gutwill. anzuwenden

Von der Kirchendeputation.

Johann Peter Schalla

Heinrich Heine

wurde. Für die Martinskirche bedeutete dies, daß die Gemeinde 5 000 Mark zum Kirchenbau in Groden beisteuern mußte, der drei Jahre später endlich in Angriff genommen wurde. Bis dahin hatte man sich unentwegt darüber gestritten, wer die Kosten tragen solle. Gutachten über Gutachten wurde angefertigt, während die Grodener Kirche weiter verfiel. Die Gräber im Chorraum mit ihren gewaltigen Decksteinen waren eingesunken und verbreiteten Modergeruch. Die Seitenwände des Chors drohten einzustürzen. Durch die Löcher im Dach wehte die Zugluft und floß der Regen. Man sperrte schließlich den ganzen Raum und verlegte Altar und Kanzel in die Mitte der Kirche. Sollte man sie ganz eingehen lassen? – Da fanden sich endlich Männer, die zur Tat bereit waren. Anzeigen in Cuxhavener und Hamburger Zeitungen riefen auf zur Sammlung. In der Hansestadt bildete sich ein Komitee unter der Leitung des Sohnes von Amandus Abendroth, Carl Eduard Abendroth, des früheren Grodener Pastors Gotthard Ritter, der nun Hauptpastor von St. Petri war, und des Ritzebütteler Abgeordneten in der Hamburger Bürgerschaft, G. W. Reye. Es kam genug Geld zusammen, um die Kirche zu retten. Die Zahl ihrer Plätze verringerte sich von 432 auf 248, während die Martinskirche über 600 Plätze verfügte.

So wenig erfreulich die »Erbaueinandersetzung« zwischen der Grodener und Ritzebütteler Gemeinde war, so unvergeßlich bleibt das Bekenntnis derer, die den Bau der Martinskirche durch ihre Opfer ermöglichten, zu Toleranz, Humanität und brüderlicher Hilfe.

b.

Aus den Memoiren des Herrn von Schnabelewopski, Kap. IV

»Den zweiten Tag gelangten wir nach Kuxhaven, welches eine hamburgische Kolonie. Die Einwohner sind Untertanen der Republik und haben es sehr gut. Wenn sie im Winter frieren, werden ihnen aus Hamburg wollene Decken geschickt, und in allzu heißen Sommertagen schickt man ihnen auch Limonade. Als Prokonsul residiert dort ein hoch- oder wohlweiser Senator. Er hat jährlich ein Einkommen von 20 000 Mark und regiert über 5 000 Seelen. Es ist dort auch ein Seebad, welches vor anderen Seebädern den Vorteil bietet, daß es zu gleicher Zeit ein Elbbad ist. Ein großer Damm, worauf man spazieren gehen kann, führt nach Ritzebüttel, welches ebenfalls zu Kuxhaven gehört. Das Wort kommt aus dem Phönizischen; die Worte »Ritze« und »Büttel« heißen auf phönizisch: Mündung der Elbe. Manche Historiker behaupten, Karl der Große habe Hamburg nur erweitert, die Phönizier aber hätten Hamburg und Altona gegründet und zwar zu derselben Zeit als Sodom und Gomorra zugrunde gingen. Vielleicht haben sich Flüchtlinge aus diesen Städten nach der Mündung der Elbe gerettet. Man hat zwischen der Fuhrentwiete und der Kaffeemacherei (Hamburger Straßen) einige alte Münzen ausgegraben, die noch unter der Regierung von Bera XVI. und Birsa X. geschlagen worden. Nach meiner Meinung ist Hamburg das alte Tharsis, woher Salomo ganze Schiffsladungen voll Gold, Silber, Elfenbein, Pfauen und Affen erhalten hat. Salomo, nämlich der König von Juda und Israel, hatte immer eine besondere Liebhaberei für Gold und Affen«.

(aufgelesen und zum Kirchenjubiläum eingesandt
von einem auswärtigen Liebhaber Ritzebüttels)

DAS AMT RITZEBÜTTTEL UM 1819

So lebten unsere Vorfahren vor 150 Jahren

»Es ist ein großes Glück in solchen Zeiten, daß das Unglück nur stufenweise kommt; sonst würden nur wenige Kraft haben, dasselbe zu tragen.«

Dieses nachdenkliche Wort schrieb der Ritzebütteler Amtmann Amandus Augustus Abendroth nieder, als er Anno 1818 seinem Buch über »Ritzebüttel und das Seebad zu Cuxhaven« ein Kapitel über die turbulente Geschichte des Raumes zwischen Elbe und Weser anfügte. Mit »solchen Zeiten« meinte Abendroth die zwei Jahrzehnte seit 1795, in denen das kleine Ritzebüttel zum Zankapfel der großen Mächte wurde. Für Napoleon galt es, das einzige Loch in seiner Kontinentalsperre gegen England zu stopfen, während die Engländer und Hannoveraner immer wieder versuchten, diese Lücke offen zu halten. Truppenverbände der deutschen Kleinstaaten wechselten mit Soldaten der Preußen, der Briten und Franzosen, bis die »grande armée« das dem französischen Kaiserreich einverleibte Ritzebüttel nach allen Seiten hin abschloß. Daß die ersten, die den Hafen an der Elbmündung befreiten, russische Truppen waren, gehört zu den weiteren Besonderheiten dieser aufregenden Jahrzehnte, an deren Ende das Amt und seine Bevölkerung völlig verarmt waren. *»Mit dem Abzug der Unterdrücker verloren sich nicht gleich die Folgen der Unterdrückung. Dazu war das Unglück zu groß gewesen. Die Natur macht keine Sprünge. Die Besserung nach Krankheiten, so wie das Zurückkehren des Wohlstandes, kann nur allmählich eintreten.«* – So schließt das historische Kapitel Abendroths.

Der Senator war von 1809 bis 1811 Amtmann auf dem Schloß Ritzebüttel, wurde während der »Franzosenzeit« Bürgermeister von Hamburg und kehrte 1814 nach Ritzebüttel zurück, wo er zwei Amtsperioden, bis 1821, selbstbewußt wie ein absoluter Herrscher, aber zum Segen des Amtes, regierte. Sein wesentliches Werk ist die Gründung des Seebades im Jahre 1816, das neben der Fischerei der wichtigste Wirtschaftszweig Cuxhavens geworden ist. Das schwere Los der Armen milderte Abendroth durch den Bau des Nicolai-Armenhauses, einer für die damalige Zeit vorbildlichen Anstalt, deren Häuser noch heute in der »Lehmkuhle« stehen. Auch die Einrichtung des Hypothekenbuches verdan-

ken wir dem Amtmann Abendroth, der auch andere Reformen der Verwaltung mit dem mehr oder weniger gelinden Druck seines autoritären Regiments durchführte. Mit besonderer Zielstrebigkeit verfolgte er den Plan des Baues einer Kirche in Ritzebüttel, den der Amtmann Vincent Matsen 30 Jahre früher vergebens zu verwirklichen suchte. Wie Abendroth es schaffte und welche Widerstände er dabei zu überwinden hatte, wird an anderer Stelle dieser kleinen Gedenkschrift zum 150jährigen Bestehen der Martinskirche berichtet. Hier soll nur festgestellt werden, daß der klassizistische Bau des dänischen Architekten Axel Bundsen »nicht in die Landschaft paßte«. Er ist nicht der Wesensausdruck der damaligen Bevölkerung des Fleckens Ritzebüttel, der Handwerker und kleinen Gewerbetreibenden, sondern zeugt vom Geschmack einer ganz kleinen Oberschicht, die – wie der Amtmann Abendroth – von Goethe, Schiller und Lessing, von der französischen Revolution und von den Bauten Schinckels beeinflusst war.

Der Motor in diesem Kreise aber war Amandus Augustus Abendroth, der »aufgeklärte Despot« auf Schloß Ritzebüttel, der seine Kirche wollte. Und in diesem Willen traf er sich mit allen seinen Amtsinsassen, gleich, ob hoch oder niedrig, denn es war wirklich kein Vergnügen, sommers und winters auf staubigen oder verschlammten Wegen zum sonntäglichen Gottesdienst in St. Abundi nach Groden zu pilgern, auch wenn man – wie der Amtmann und seine privilegierten Ritzebütteler Honoratioren – nicht zu Fuß laufen mußte, sondern von »Johann« zwei- oder gar vierspännig hinkutschiert wurde. Straßenpflaster war Luxus, und nur die Hauptstraße des *Fleckens*, die Nordersteinstraße, hatte damals ein elendes Kopfsteinpflaster.

In dieser Straße und in der Hardewiek, die schon vor dem Deichbau im elften Jahrhundert besiedelt war, wohnten um 1800 die Handwerker und Kaufleute des Fleckens Ritzebüttel, der 198 Häuser mit 1549 Einwohnern, darunter 16 Familien *Schutz-Juden*, zählte. Er bildete zusammen mit Groden, dem Land über der Brake und der Abschnede (103 Häuser mit 701 Bewohnern), den *Groden-Distrikt* des Amtes, der nur Marschland umfaßte. Zum *Döser Distrikt*

gehörten Cuxhaven mit 67 Häusern und 478 Einwohnern, Döse mit 101 Häusern und 579 Einwohnern, Duhnen mit 35 Häusern und 188 Bewohnern, Stickenbüttel mit 28 Häusern und 119 Einwohnern, Sahlenburg mit 20 Häusern und 87 Einwohnern, Süderwisch mit sieben Häusern und 54 Einwohnern, Westerwisch, Holte-Spangen und Arensch mit 24 Häusern und 113 Einwohnern, Berensch mit 23 Häusern und 109 Einwohnern, Oxstedt mit 24 Häusern und 109 Einwohnern, Gudendorf mit 19 Häusern und 103 Einwohnern und schließlich Neuwerk mit sieben Häusern und 42 Einwohnern. Das ganze Amt Ritzebüttel umfaßte um 1815 in beiden Distrikten 656 Häuser mit 4 231 Bewohnern. Die Kirchengemeinde Groden deckte sich bis zur Abtrennung von Ritzebüttel mit den Grenzen des Groden-Distrikts. Cuxhaven, Döse, Duhnen, Stickenbüttel, Sahlenburg und Neuwerk waren nach der Döser St. Gertrud-Kirche eingepfarrt, die 1 500 Gemeindeglieder zählte und arm war. »*Es ist nicht möglich gewesen, durch schon beträchtliche Anlagen sie außer Schulden zu setzen*«, sagt Abendroth dazu, während Grodens St. Abundi-Kirche nach Abendroth *zwar auch nicht reich* war, aber keine Schulden hatte. Bis die Trennung von Ritzebüttel sie in tiefste finanzielle Not stürzte. Die fünf »Haidedörfer« des weltlichen Döser Distrikts waren zusammen mit Süderwisch, Spangen und den hannöverschen Dörfern Altenwalde und Wanhöden der Kreuzkirche in Altenwalde unterstellt und bildeten zwei Drittel der Gemeinde, die 750 Mitglieder zählte. Über ihre Lage sagt Abendroth: »*Sie ist so verschuldet, und die Gemeinde so klein und arm, daß man in Gefahr steht, sie eingehen lassen zu müssen*«.

Am Beispiel der fünf »Haidedörfer« des Amtes – Berensch, Arensch, Oxstedt, Holte und Gudendorf – läßt sich am anschaulichsten schildern, wie groß die Not in der damaligen »guten, alten Zeit« war. Die Amtsbewohner gliederten sich in der sozialen und gesellschaftlichen Struktur in drei Klassen. Innerhalb dieser Ordnung stellten die Bewohner der Haidedörfer die »dritte« Klasse dar. Sie waren keine Inhaber von Eigengut oder Herrngut, sondern Vasallen des »Hannöverschen Fräulein-Klosters zu Neuenwalde«, dem sie verschiedene Abgaben zu leisten hatten, darunter den Roggen-Zehnten. Der karge Geestboden wurde durchweg mit Roggen, Hafer und Buchweizen bebaut. In guten Erntejahren konnten die Abgaben herausgewirtschaftet werden, aber eine schlechte Ernte genügte, um die kleinen Bauern in Verzug zu bringen, denn sie mußten einen feststehenden Zehnten abliefern, ohne Rücksicht darauf, wieviel die Ernte gebracht hatte. Darüber sagt Abendroth in seinem Buch: *»In den letzten Jahren haben diese unglücklichen Leute, ohne das Brodt- und Saat-Korn zu rechnen, nicht einmal das Zehnt-Korn gebauet. In solch verzweiflungsvollen Lagen werden die Leute gleichgültig gegen alles und beruhigen sich dabey, daß, wenn sie nichts haben, man ihnen nichts nehmen kann«.* Und doch nahm man ihnen etwas: Die Verwalter der »Fräuleins« kannten kein Erbarmen. Der Bauer, der kein Geld hatte, um das fehlende Korn für den Zehnten hinzuzukaufen, und im Rückstand blieb, wurde von Haus und Hof vertrieben, wenn er nicht schon vorher selber abgezogen war und im Flecken Ritzebüttel das Heer der Armen vermehrte. Dazu Abendroth: *»Müssen sie von ihren Höfen, so leben sie bey Fleiß und Arbeitsamkeit hernach ruhiger als vorher . . .«*

Aber auch die beiden ersten Klassen der Amtsbewohner hatten es nicht leicht. Während die Besitzer von Eigengut nur dem *Beyspruchsrecht* unterworfen waren und ihr Land erst verkaufen konnten, wenn die Bevorrechtigten wie Amt und Kirche auf ihre Rechte verzichtet hatten, mußten die Inhaber von *Herren-Guth* bei Landverkäufen *Recognitionen* und *Winnungen* bezahlen. Die *Recognition* war eine Abgabe an den Amtmann, die Kirchen oder die einzelnen Pastoren;

die *Winnung* oder der *Wein-Pfennig* mußte nach dem Tode des bisherigen Grundeigentümers ebenfalls an Amtmann oder Kirche gezahlt werden. Dafür erhielt der Erbe einen *Winnungsbrief*, durch den ihm das Grundstück erneut als Herrngut verliehen wurde.

Unter den herrschenden Mächten in Ritzebüttel hatte der Amtmann den ersten Platz. Er war nicht nur Repräsentant der Hamburgischen Landeshoheit und Chef der Verwaltung, sondern auch Gerichtsherr, Polizeichef, Vorgesetzter der Schultheißen und mit der Oberaufsicht für die Kirchen betraut. Dieses Amt, dessen Befugnisse dem Inhaber die absolute Herrschaft sicherten, muß so recht nach dem Herzen von Amandus Augustus Abendroth gewesen sein. Er erfüllte es mit der ganzen Macht seiner Persönlichkeit und nutzte die Möglichkeiten, um seinen Untertanen zu helfen, die wirtschaftliche Not nach der Franzosenzeit zu überwinden.

Mit der Gründung eines Seebades, das er am 17. Juli 1816 an der Alten Liebe persönlich eröffnete, schuf er die Voraussetzungen für eine Entwicklung, die heute noch nicht beendet ist und eine der tragenden Säulen des Cuxhavener Wirtschaftslebens geworden ist. Mit dem Bau des Badehauses hatte Abendroth den dänischen Architekten Axel Bundsen beauftragt, der in der Hansestadt damals große Mode war. Der Amtmann auf Schloß Ritzebüttel muß Bundsen sehr geschätzt haben, denn als das Badehaus am 17. Juli 1816 von Abendroth feierlich eröffnet wurde, hatte Bundsen schon wieder alle Hände voll zu tun, um neue Aufträge zu planen und zu verwirklichen, die ihm Abendroth vermittelt hatte. So hatte der Hamburger Samuelson den »Oesterreichischen Hof« an der Osterreihe gekauft, um ihn zu einem erstklassigen Gasthof für Kurgäste umzubauen. Abendroth hatte Samuelson dazu ermutigt und ihm Bundsen als Architekten empfohlen. Gleichzeitig hatte er selber den Dänen mit den Entwürfen zum Bau der Ritzebütteler Martinskirche betraut. Doch auch nach Fertigstellung dieser Bauten blieb für Bundsen an der Elbmündung einiges zu

tun. Als in der Nacht zum 1. Mai 1823 das Badehaus an der Alten Liebe niederbrannte, schuf Bundsen in Rekordzeit einen Neubau nach größeren Plänen. Dieser stand knapp ein Jahr, als die große Flut des Jahres 1825 ihn schwer beschädigte.

Hatte sich der dänische Architekt in beiden Badehausbauten und der gärtnerischen Gestaltung des umliegenden Geländes schon bewährt, so wurde der »Oesterreichische Hof« zu seinem Meisterstück. Samuelson hatte für den Umbau 30 000 Mark Courant zur Verfügung, eine respektable Summe, wenn man bedenkt, daß man damals für eine Mark vier Pfund Butter kaufen konnte. Was Bundsen aus dem Gelände zwischen Osterreihe und der heutigen »Hörn« machte, wurde international berühmt. Inmitten eines Englischen Gartens, der nach den Regeln eines geläuterten Geschmacks gestaltet war, lag ein See mit einer Insel. Auf dieser spielte in einem Musiktempel jeden Nachmittag eine Kapelle, während die Kurgäste im Nachen auf dem See ruhten und lauschten. Im Garten stand ein Tanzpavillon, der sonntags auch den Einheimischen Zutritt gewährte. Hier konnte man auch auf einer hochmodernen Kegelbahn »alle Neune« schieben. Das Haupthaus enthielt neben 32 Wohn- und Schlafzimmern für Gäste Speisesäle, Lese-, Konversations-, Billard- und Rauchzimmer. In einem Putzladen standen die neuesten Moden zur Schau. Im daneben liegenden Damensalon konnte man in Ruhe wählen und probieren.

Im schönsten Saal des Hauses wurde eine Spielbank eingerichtet. Dazu Abendroth: *»Auf grüner, schön gestickter Tafel locken Häuflein des schimmernden Goldes und des blinkenden Silbers größere Berge zum hohen Spiele. Leidenschaftslos sitzt dahinter der Meister. Ruhig dreht er das künstliche Glücksrad am silbernen Kreuz, schwingt die launige Kugel im Kreise und ruft im nämlichen Baßton dem einen Gewinnst und dem anderen Verlust zu. Treibe dieses Spiel, wer des Geldes Fülle besitzt und hohen Verlust nicht zu achten gesinnt ist! Doch soll es nimmer zur Leidenschaft werden und nimmer die nächtliche Ruhe ihm stören. Aber wer ängstlich den Ausgang des Spieles erwarten, wen*

der Verlust mit banger Sorge erfüllen muß, der fliehe dies Zimmer, wo launig das Glücksrad sich dreht!«

Abendroth rief den Justizrat v. Raven aus Bad Doberan nach Ritzebüttel und übertrug ihm die Leitung der privilegierten Hazardspiele in der »Harmonie«. So wurde das Zentrum des Kurlebens im neuen Seebad getauft. Mit einigem Mißvergnügen beobachtete der Amtmann, daß die Glücksritter von der rollenden Kugel in Ritzebüttel ihren Einzug hielten, aber auch er selber war einem Versuch, ein Spielchen zu wagen, nicht abgeneigt. Ritzebüttel war nicht lange das »Monte Carlo« des Nordens. Samuelson hatte die »Harmonie« an den Lotsenkommandeur Brunswik verkauft, der damit für seine unverheirateten Töchter eine Altersversorgung schaffen wollte. Sie versuchten, den kostbaren Besitz ungeteilt zu verkaufen, als Anno 1834 der pietistisch gesonnene Amtmann August Christian Theodor Meier das Hazardspiel als »unmoralisch« verbot und die Spielbank gegenüber der Martinskirche schloß. Doch niemand interessierte sich mehr für die »Harmonie«. In Einzelauktionen wurde das wertvolle Inventar versteigert und die Häuser auf Abbruch verkauft, bis auf ein Gebäude an der Osterreihe (jetzige Nr. 15), das noch heute steht.

Neben dem Bad kümmerte sich Abendroth besonders um Schifffahrt und Fischerei. In dem kleinen Hafen gab es 15 kleine See- und Schleusen-Schiffe, die größtenteils zwischen Hamburg und Cuxhaven verkehrten, eine Verbindung, die risikoloser war als der Frachtverkehr zu Lande auf ungepflasterten Wegen. Für die Fischerei standen 18 sogenannte Blankeneser Ewer zur Verfügung, die Einheimischen gehörten. Weitere Fischereifahrzeuge von der Unterelbe löschten ihren Fang am Schleusenpriel. Alljährlich tauchten Mitte November in der Elbmündung riesige Heringsschwärme auf. Bis weit in den Januar hinein wurden täglich wahre Rekordmengen angelandet. Ehe sich Abendroth dieser Fänge annahm, waren sie nach anderen Häfen gebracht worden, wo Salzereien die Heringe verarbeiteten. Seit 1816 gab es auch in Cuxhaven zwei Salzereien, die eine mit mehr als 200 und die andere mit 50 Menschen. Nun konnten die Ewer

am Vormittag ihre Netze füllen und oft am gleichen Nachmittag schon wieder zum Fang auslaufen.

Abendroth führt in seiner Wirtschaftsstatistik des Amtes diese Salzereien unter den »wohlthätigen Instituten, die nicht genug gepriesen werden können, da durch die Salzereyen in einer Zeit, wo aller Erwerb still liegt, Leben und Freude unter alle Hiesige verbreitet wird.« Mit Genugthuung stellte er fest: »Wie im Januar und Februar 1818 die Salzereyen arbeiteten, hörte plötzlich alle Betteley wie von selbst auf.«

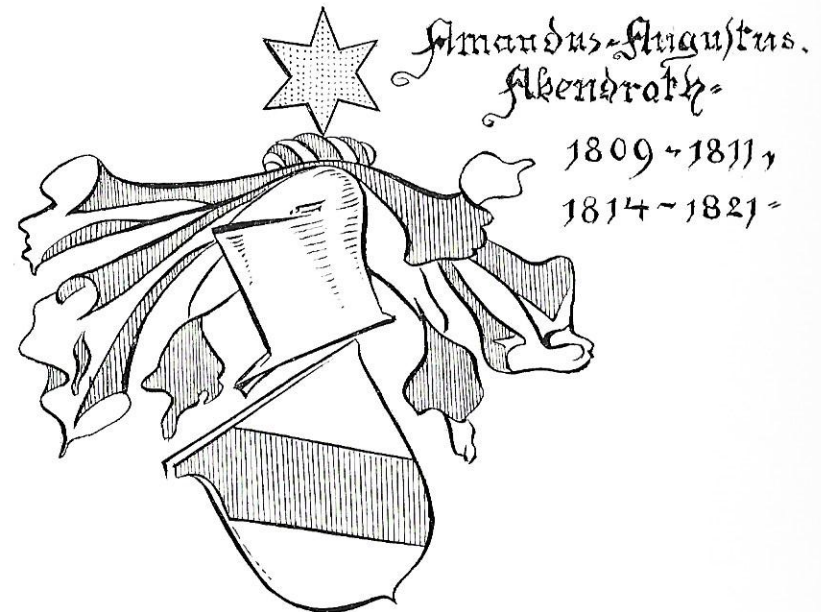
Diese Betteley, das äußere Zeichen der Armut, bewog Abendroth, den Vorsteher des Armen-Collegiums, das Nicolai-Armenhaus zur Verpflegung der Hülflösen, zur Beschäftigung der Arbeitslosen, zur Heilung der Kranken und zur Besserung der Trägen, nicht der Strafwürdigen, da dies keine Straf-Anstalt seyn soll, zu schaffen. Es wurde am 7. Oktober 1818 feierlich eingeweiht und zehn Jahre später durch ein zweites massives Gebäude erweitert. In diesem Haus, das noch heute in der »Lehmkuhle« steht, wurden ein Hospital und eine Schule eingerichtet.

Hannes Hinners

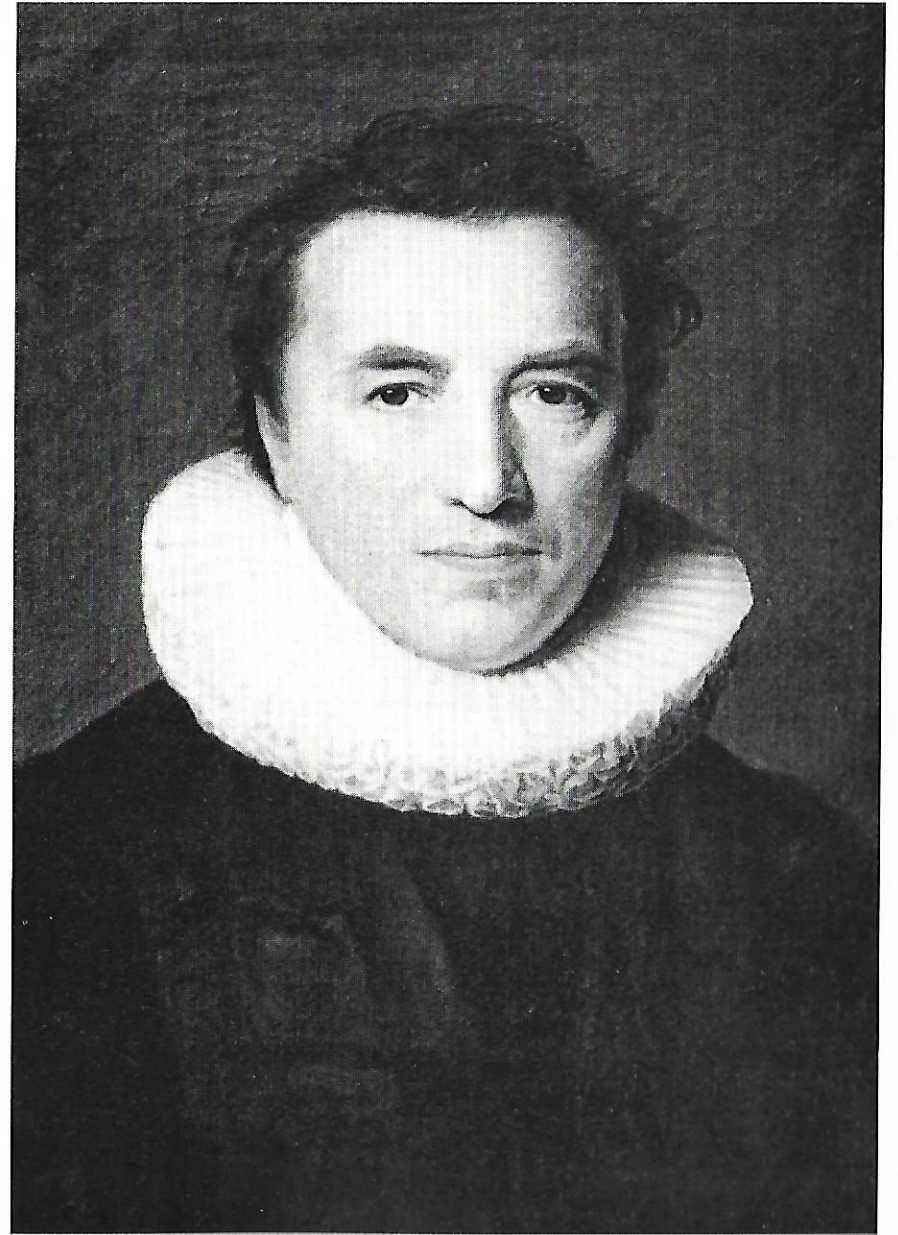
Scharade

»Stopfest du die beiden ersten nicht,
Raucht der Ofen, hält das Faß nicht dicht.
Wer's verdient, muß von den letztern beiden
Schand und Schmerzen, selbst den Tod erleiden.
Bei dem ganzen wird jetzt neue Kraft
Schwachen in gesalzner Flut verschafft.«

Pastor C. H. Wolff zur Eröffnung des Seebades 1816



*Carl Friedrich Gröger (1766-1838):
Dr. Amandus Augustus Abendroth in der Tracht eines hamburgischen Senators - gemalt 1827*



Zum Bilde Abendroths in der Martinskirche

Man könnte ihn mit seiner weißen Halskrause für einen Pastor der Hamburgischen Evangelischen Landeskirche halten, aber der Dr. juris utriusque Amandus Augustus Abendroth, der Erbauer der Martinskirche und großzügige Förderer des Amtes Ritzebüttel, war kein Geistlicher geworden, obwohl ihn sein Vater für das Studium der Theologie bestimmt hatte. So – wie ihn mit seiner gefälten weißen Halskrause dieses Bild zeigt – kleidete sich damals der Senator der Freien und Hansestadt. Und in dieser Amtsrobe trat auch der Amtmann auf Schloß Ritzebüttel bei feierlichen Gelegenheiten in der Öffentlichkeit auf.

Als Sohn des Gerichtsprokurators Abraham Augustus Abendroth und seiner Ehefrau Johanna Maria, einer geborenen Grote, erblickte Amandus Augustus Abendroth am 16. Oktober 1767 das Licht der Welt. Der energische Vater war nach langen Kämpfen schließlich damit einverstanden, daß der Sohn nicht den Pastorenberuf ergriff, sondern die Rechte studieren durfte. Der zweifache Doktor der Rechte etablierte sich in seiner Heimatstadt als Anwalt, wurde am 5. September 1800 in den Senat gewählt und hielt 1809 zum ersten Male Einzug auf Schloß Ritzebüttel. Schon zwei Jahre später kehrte Abendroth in die Hansestadt zurück, die ebenso wie das Amt an der Elbmündung dem französischen Kaiserreich einverleibt worden war. Als »Maire« verhütete er von 1811 bis 1814 unter napoleonischer Herrschaft das schlimmste, bis Hamburg wieder eine freie Stadt war. Dann zog es ihn wieder nach Ritzebüttel, wo er noch zwei Amtsperioden – von 1814 bis 1821 – als Amtmann residierte.

Im Jahre 1792 hatte Abendroth die *Jungfrau Johanna Magdalena von Reck*, Tochter des Banquiers *Johann Conrad von Reck in Venedig* geheiratet. Er hatte mit Frau Johanna acht Kinder, an denen allen sich das gute Beyspiel der Eltern bewährte. Drei gingen ihm im Tode voran. Abendroth selber starb wenige Monate nach seiner goldenen Hochzeit, die er als völlig Gelähmter erlebte, am 17. Dezember 1842.

Am 29. Juni 1831 wählte ihn das Vertrauen des Senats zum Bürgermeister der Hansestadt, ein Amt, das ihm einen hervorragenden Platz in der Stadtgeschichte

Hamburgs sicherte. Seine Verdienste um das Amt Ritzebüttel sollten darüber nicht vergessen werden, denn Abendroth schuf für Hamburgs Vorposten an der Elbmündung die wirtschaftlichen Grundlagen, die es den Amtsbewohnern ermöglichten, die Not der »Franzosenzeit« zu überwinden. Doch schon bald darauf, am 4. Februar 1825, zerschlug eine Sturmflut die Ansätze für einen bescheidenen Wohlstand. Und wieder war es Abendroth, der von Hamburg aus eine Hilfsaktion mobilisierte.

Als die Martinskirche zu Ritzebüttel, sein Werk, den 25. Jahrestag der Einweihung feierte, war Abendroth schon zwei Jahre tot. Seine Witwe, die *Bürgermeisterin Johanna Abendroth*, nahm am 22. August 1844 an der Gedenkfeier teil und überreichte im Namen der Familie dieses Bild des Amtmannes, ein Olgemälde, das noch heute in der Kirche hängt. b.

In der Beschriftung unserer Abbildung auf Seite 49 ist der Versuch unternommen, das bisher »anonyme« PORTRAIT AMTMANN ABENDROTHS einem bestimmten Maler zuzuordnen: Carl Friedrich Gröger – geb. 1766 in Plön, gest. 1838 in Hamburg –, von dem G. Grundmann (a. a. O., p. 53) berichtet, er habe im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts »eine überaus fruchtbare Tätigkeit als beliebter Bildnismaler in Hamburg und im nördlichen Deutschland« entfaltet.

Die einschlägige Literatur spricht immer nur von »einem Bilde Abendroths«, das der Martinskirche geschenkt worden sei bzw. in dieser hänge; auch ausgezeichnete Kenner der Cuxhavener Stadt- und Kulturgeschichte vermögen nichts über seine künstlerische Herkunft auszusagen.

Eine Signierung ist weder auf Vorder- noch Rückseite der Leinwand – soweit sie nicht unter der rahmenden Zierleiste liegt – zu entdecken. Doch hat es den Anschein, als ließe sich eine Zuschreibung an C. F. Gröger rechtfertigen: die hierorts in mehreren Exemplaren und auch in der Hamburger Kunsthalle vertretene Lithographie »nach Gröger« zeigt eine bis in die Feinheiten hinein getreue, aber spiegelbildliche, d. h. seiten-verkehrte, Wiedergabe eben unseres Gemäldes, links unten bezeichnet mit »C. F. Gröger pinx. 1827« (das wäre im 60. Lebensjahr des Dargestellten), rechts unten mit »Gröger & Aldenrath lithogr.«. Dies bedeutet: der Künstler hat – was keinen Einzelfall darstellt – zusammen mit seinem Malerfreund Heinrich Jacob Aldenrath (1775–1844) selber das zuvor von ihm geschaffene Bildnis auf den Stein übertragen; beim Druck ergab sich die Seitenverkehrtheit, und so ist die Lithographie in den Handel gegangen.

Immerhin wäre damit das der Martinskirche gehörige Portrait einem »guten handwerklichen Meister« zu verdanken – man sehe sich daraufhin z. B. einmal die Augenpartie etwas genauer an! –, bei dem »die Bedeutung einer guten Schule und gepflegten Kultur nicht unterschätzt werden darf« (Grundmann, a. a. O.). Wobei nur offen bleibt, ob es keine 1842 ad hoc gefertigte Kopie des im Besitze der Familie Abendroth befindlichen Originals ist; die unbestreitbare Qualität der malerischen Faktur macht dies indes einigmaßen unwahrscheinlich. ge.

Bei der Stadtparkasse Cuxhaven werden drei Sparkonten geführt, deren Salden zwar ziemlich geringfügig, deren Titel aber doch für uns bemerkenswert sind:

Die PASTOR-WALTHER-STIFTUNG wurde zum fünfzigjährigen Amtsjubiläum des Pastors H. Fr. Walther 1873 von den Pastoren des Hamburgischen Landgebietes und anderen Freunden des Jubilars gegründet. Die Namen und Zeichnungsbeträge liegen noch im Original vor. Die Stiftung sollte *den jedesmaligen Pastor zu Ritzebüttel in Stand setzen, bedürftige Glieder seiner Gemeinde zu unterstützen*. Das Anfangskapital betrug 2 194 Reichstaler. Heute sind auf dem Sparbuch DM 259,09.

Die AMTMANN-SCHRÖTTERINGK-STIFTUNG ist im Jahre 1901 *mit einem Kapital von 3 000 gestiftet zur Erinnerung an den 1834 verstorbenen hamburgischen Senator und Bürgermeister Martin Hieronymus Schrötteringk Dr., Amtmann zu Ritzebüttel 1821–1827*. Die Zinsen sollten *zur Ausschmückung (nicht zur gewöhnlichen Instandhaltung) der Ritzebütteler Martinskirche* verwendet werden. Dieses Sparbuch weist den Betrag von DM 98,92 aus.

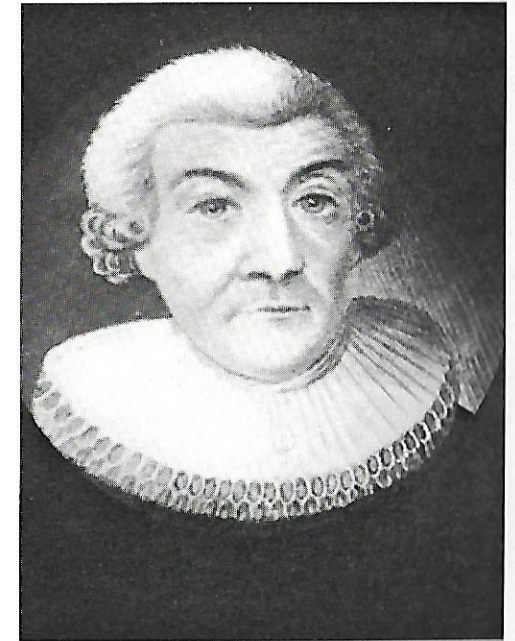
Die DR.-WALTER-PRÜMERS-STIFTUNG war nach der Auflösung der von dem Namensträger ins Leben gerufenen »Cuxhavener Stadtmission« aus deren kleinem Restvermögen gegründet worden *mit der Bestimmung, daß aus dieser Stiftung junge in der Ausbildung begriffene Theologen im Falle der Bedürftigkeit unterstützt werden sollten*. Sie wurde zunächst dem damaligen Konvent des 3. Hamburgischen Kirchenkreises zur Betreuung übergeben, später der Ritzebütteler Gemeinde, *zu der Dr. Walter Prümers, solange er lebte, ein besonders herzliches Verhältnis gehabt hat*. Bei der Übergabe an die Martinskirche 1943 betrug das Kapital RM 600,-, heute stehen DM 750,- auf dem Sparbuch.

Der Kirchenvorstand der Martinskirche hat jüngst beschlossen, diese drei kleinen Stiftungen dennoch zu erhalten und weiterzuführen. Vielleicht leben sie eines Tages wieder auf? cl.

KLEINE CHRONIK

DER RITZEBÜTTELER PASTOREN

Carl Heinrich Wolff



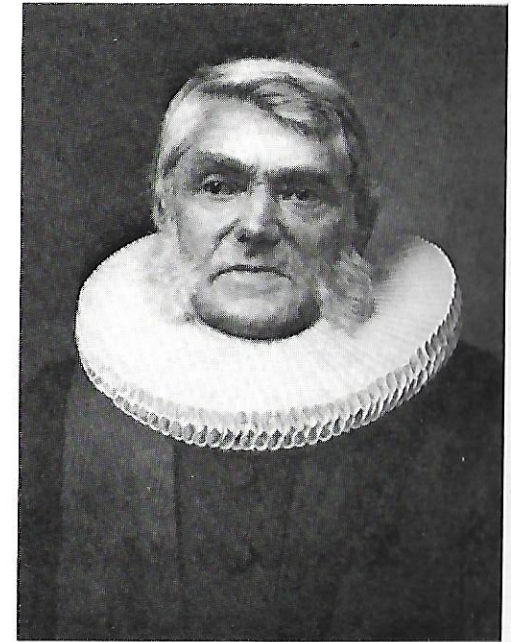
CARL HEINRICH WOLFF war der erste Pastor an unserer Kirche. Er war 1757 in Stade geboren, studierte Theologie in Göttingen und Helmstedt und war zunächst als Katechet am *Pesthof* (Krankenhaus) in Hamburg tätig. 1790 wurde er *Diakonus* (zweiter Pastor) in Groden. Am 13. Oktober 1816 hielt er die *Standrede* bei der Grundsteinlegung der Martinskirche, am 22. August 1819 die Kirchweihpredigt. Michaelis 1819 trat er seinen Dienst als Pastor zu Ritzebüttel an. Er war damals schon nicht mehr jung und auch gesundheitlich so geschwächt, daß die sichtbare Abnahme seiner Körperkräfte leider nicht die Hoffnung eines hohen Lebensalters zuließ. Bis zum Osterfest 1823 verwaltete er sein heiliges Amt mit aller Treue und Heiterkeit. Am 10. April 1823 endigte eine gänzliche Entkräftung seine irdische Laufbahn, nachdem er sein Alter gebracht hatte auf 65 Jahre, 10 Monate und 8 Tage. Die Todesanzeige, die schon zitiert wurde, schließt mit den Worten: »Das redlichste Bemühen für seine Gemeinde nützlich

und segensreich zu wirken, die unermüdetste Treue in der Verwaltung seines Amtes, selbst unter den schwierigsten Zeitumständen, der heitre, anspruchslose Sinn und die biedere und wohlwollende Gesinnung, die der Entschlafene in allen seinen Verhältnissen bewies, werden sein Andenken theuer und unvergeßlich erhalten bei seiner Gemeinde sowohl, wie bei allen die ihn kannten. Unter denen, die seinen Hingang schmerzlich empfinden, sind besonders des Trostes bedürftig seine tief bekümmerte Gattin, seine innigst betrübten Kinder . . . »
 Da diese durch den Tod des Ernährers nicht nur betrübt, sondern fast mittellos wurden, erwies sich der ehemalige Amtmann Senator Abendroth als ein wahrer Freund der Familie: er veranstaltete zu ihren Gunsten eine Subscription, die 4 200 Mark erbrachte. Außerdem richtete die Witwe zusammen mit ihren Töchtern die erste Ritzebütteler Mädchenschule ein, die bis 1846 bestanden hat.

Fast das ganze 18. Jahrhundert über waren Vater und Sohn WALTHER Pastoren in Ritzebüttel. Ihre Bilder, die unsere Kirche zieren, zeigen recht eindrucksvolle Persönlichkeiten:

Der Vater, HEINRICH FRIEDRICH WALTHER, entstammte einer Bäckerfamilie, die aus Thüringen nach Hamburg gekommen war. Mit 16 Jahren zog der begabte Gymnasiast in den Freiheitskampf gegen Napoleon. Er geriet bald in französische Gefangenschaft und hat furchtbar aushalten müssen. Einmal hat er bereits unter einem Leichenhaufen gelegen, als ein Freund ihn noch lebend entdeckte und rettete. Nach glücklicher Heimkehr konnte er das Gymnasium abschließen und in Göttingen und Jena Theologie studieren. Als Pfarramtskandidat in Hamburg schloß er sich eng an Rautenberg an, den späteren Pastor in St. Georg

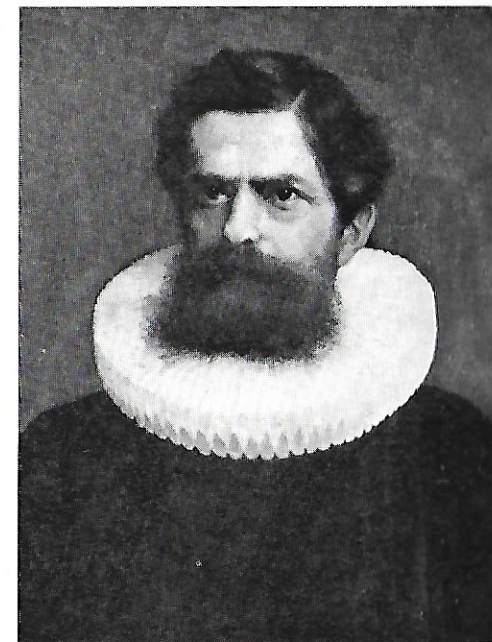
Heinrich Friedrich Walther



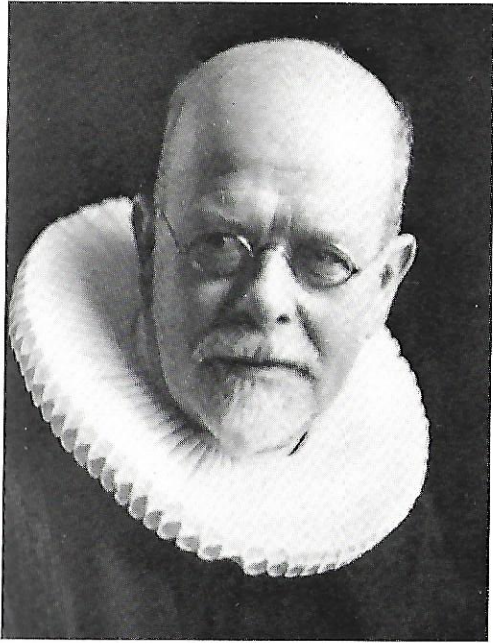
und Begründer der »Sonntagsschule« (bis dahin hatten die Kinder an dem mehr als 2stündigen Erwachsenengottesdienst teilnehmen müssen). Hier – im Kreise um Rautenberg – entdeckte er die Kraft der Erweckungsbewegung inmitten der herrschenden rationalistischen Seichtheit. – 1823 wurde er zum Pastor in Ritzebüttel erwählt und eingeführt. Bis zu seinem Tode 1876 hat er hier treu gewirkt und mit lauterem Sinn ein erweckliches lutherisches Evangelium verkündigt. – Seine erste Ehe dauerte nur genau 1 Jahr. Die geliebte Frau starb 1826 infolge der damals wütenden Typhusepidemie im Kindbett, auch das kleine Mädchen mußte ihr folgen. Die beiden sind als erste auf dem Friedhof östlich der Kirche beigesetzt, den Pastor Walther anlegen ließ, um den Ritzebüttelern den weiten Weg nach Groden zu ersparen (übrigens sehr zum Ärger der dortigen Gastwirte). Walther heiratete dann 4 Jahre später die Schwägerin des Amtmanns Hartung, die er auf Schloß Ritzebüttel kennengelernt hatte.

Der jüngste Sohn aus dieser Ehe, WILHELM MARCUS WALTHER, wurde 1870, im Alter von 24 Jahren, seinem Vater als *Pastor adjunctus cum spe succedendi* (Hilfsprediger mit Nachfolgeaussicht) zur Seite gestellt. Er war ein sehr sensibler und impulsiver Mann und selbständiger Denker, der für seine Überzeugung einzutreten und zu kämpfen wußte. Er trat sein Amt in einer schweren Zeit an: der Rationalismus, in der Theologie bereits weitgehend überwunden, trieb in den Köpfen der Menschen jetzt große, seltsame Blüten. Der Kulturkampf suchte auch Ritzebüttel heim. Seine Devise: »*Es ist eine Lust zu leben, weil man außerhalb des Schattens der Kirche leben und sterben kann!*« Heftige Kämpfe um Schule und Konfirmandenunterricht, gehässige Leserbriefe in der Zeitung, Streit mit Kirchenvorstehern und Honoratioren kamen über den jungen Pastor, später auch die Agitationen der jungen, noch entschieden antikirchlichen Sozialdemokratie. Pastor Walther kämpfte mit Eifer und Erfolg – teils den guten Glaubenskampf des rechtgläubigen Christen, teils auch auf verlorenem Posten einen aussichtslosen Kampf um kirchliche Privilegien (z. B. um die kirchliche Volksschule). Eine besondere Ironie der Geschichte, daß einer seiner heftigsten Gegner der Amtsphysicus Dr. Rautenberg war, dessen Vater dem Vater Walther so viel bedeutet hatte! Die Gemeinde hielt weithin zu ihrem Pastor und gab ihm recht, so daß die Feindschaft allmählich auch bei den anderen verebte und breiter Anerkennung und Hochachtung wich. So setzte der Kirchenvorstand – ohne Wissen des Pastors! – 1881 den Bau eines neuen Pastorates am Vorwerk durch, da das (freilich viel schönere) alte Haus baufällig und der angegriffenen Gesundheit des Inhabers unzuträglich geworden war. Der 400jährige Geburtstag Luthers 1883 brachte als Zeichen endgültiger Versöhnung die Gründung eines Gustav-Adolf-Vereins zur Unterstützung der lutherischen Diaspora und weitgreifende Pläne zur Umgestaltung der Kirche. Mit erheblichen Opfern der Gemeindeglieder wurde so zwei Jahre später der Kirchturm erbaut. Außerdem wurden zur Stützung der Kirchenwände die seitlichen Strebepfeiler angebracht und der Eingang mit einem dem Geschmack der Zeit entsprechenden Portal ver-

Wilhelm Marcus Walther

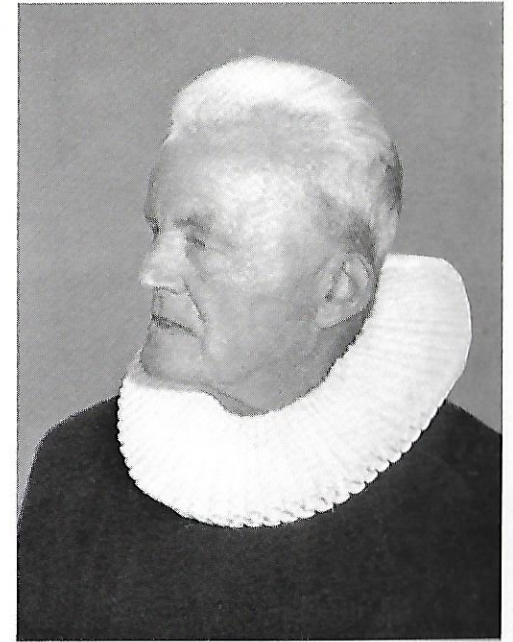


sehen. Sehr persönlich und gewissenhaft sorgte Pastor Walther für gute Glocken und eine neue Orgel. Sein Triumph und zugleich der Abschied von Ritzebüttel aber wurde die 500-Jahr-Feier der Vereinigung Ritzebüttels mit Hamburg 1894, zu der er ein Mammutfestspiel schrieb und mit 800 Mitwirkenden und Wagenladungen voll Kostümen zur Aufführung brachte. Die Kosten hierfür in Höhe von 14 000 Mark deckte auf Grund einer persönlichen Vorstellung Walthers in Hamburg der Senat. – 1895 nahm Walther eine Berufung als Professor für Kirchengeschichte an der Universität Rostock an. Als der Prof. D. Dr. W. M. Walther 1924 starb, wurde er auf dem Ritzebütteler Friedhof begraben. Zu unserem Glück hinterließ er u. a. seine »Lebenserinnerungen aus fünfzig Jahren«; diesem Buch, das wohl nur noch in wenigen Exemplaren vorhanden ist, verdanken wir die genaue Kenntnis des kirchlichen Lebens in Ritzebüttel während des vorigen Jahrhunderts.



Paul Heinrich Reese

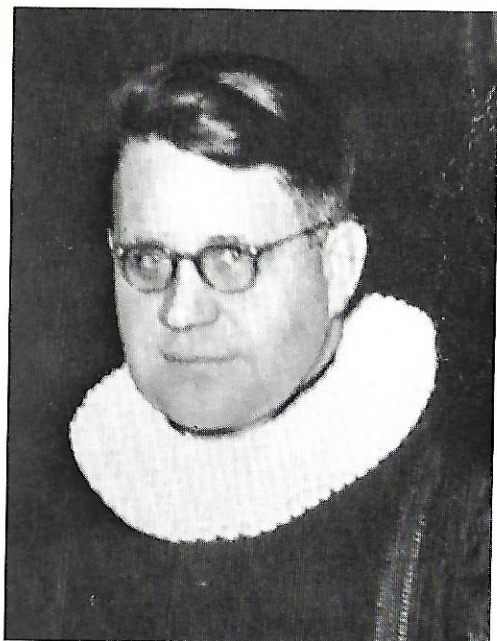
Nachfolger Walthers wurde PAUL HEINRICH REESE, von 1895 bis 1927 Pastor in Ritzebüttel: in der Zeit der Jahrhundertwende, des ersten Weltkrieges und der bewegten Jahre danach. In dieser Zeit hatte Ritzebüttel an Bewohnern stark zugenommen, so daß der Pastor durch Amtshandlungen sehr belastet war. »Mein Vater war eigentlich immer unterwegs, um zu taufen, zu trauen, zu beerdigen«, erinnert sich heute seine Tochter. Wieviele der heute lebenden Ritzebütteler haben noch seine Unterschrift auf ihren Tauf- und Konfirmationsscheinen! Zu dieser umfangreichen Arbeit kamen für Pastor Reese allerlei politische und literarische Tätigkeit und, wie schon bei Pastor Walther jun., Unterricht in der Höheren Töchterschule. Reese war ein feinsinniger, vielseitig gebildeter Mann. In starkem Gegensatz zu seinem erzorthodoxen Vorgänger war seine theologische Einstellung eher liberal. So hatte er, wie einst Walther die liberalen, nun die orthodoxen Kräfte der Gemeinde gegen sich. Pastor Reese hat wohl manch-



Heinrich Schwieger

mal unter diesem Gegensatz und unter der Last seines Amtes gelitten, zumal da seine physischen Kräfte begrenzt waren. Einen Ausgleich verschaffte ihm das glückliche Familienleben, von dem heute noch Kinder und Enkel zeugen. Seine tüchtige Frau leitete allerlei Aktivitäten zur Unterstützung Bedürftiger in der Gemeinde (Suppenverein, Nähverein u. a.). 1927 verließ Pastor Reese Ritzebüttel, um für den Rest seiner Jahre das Gefängnis in Bergedorf zu betreuen. In dieser Zeit schrieb er das Büchlein »Die Kirchen im Amte Ritzebüttel«, jene hochinteressante und unentbehrliche Quelle der Cuxhavener Kirchengeschichte.

In der Mitte unseres Jahrhunderts wurde die Ritzebütteler Gemeinde durch zwei Pastoren geprägt, die jahrelang nebeneinander wirkten: HEINRICH SCHWIEGER, Pastor in Ritzebüttel 1928 – 1961 (lebt heute im Ruhestand in Duhnen) und BRUNO SCHMIDT, Pastor in Ritzebüttel 1938 – 1960 (gestorben am 30.11.1960).



Bruno Schmidt

Wie schwer diese Zeit war und welche Herausforderungen sie an die christliche Gemeinde stellte, ist den meisten Lesern bekannt. Beschaulich ist die Kirchengeschichte Ritzebüttels nie gewesen. So waren auch diese Jahre von mancherlei Kämpfen erfüllt. Die Pastoren waren sehr gegensätzlich in ihrer Art. Dennoch scheint es in einem kurzen Rückblick möglich, ihr Wirken gemeinsam zu beschreiben. Denn beide setzten sich, ohne Rücksicht auf die eigene Person, mit allen Kräften für die Gemeinde ein. Und sie hatten wirklich Wesentliches zu sagen. So schufen sie hier ein lebendiges kirchliches Leben von beachtlichem Niveau, dessen Spuren wir noch heute dankbar begegnen. Pastor Schwieger verstand es, durch unermüdliche Besuche und Gespräche und durch Sammlung engagierter Gruppen einen aktiven Gemeindekern zu bilden und zu führen. Pastor Schmidt konnte durch seine besondere Art und Redegabe eine große Zahl einfacher wie auch anspruchsvoller Menschen mit der Kirche und dem christ-

lichen Glauben verbunden halten. Die Gemeinde wurde nun, da zwei Pastoren in ihr tätig waren, in Ost- und Westbezirk aufgeteilt. – Im übrigen ist die Erinnerung an diese beiden starken Persönlichkeiten noch so frisch und der chronistische Abstand so gering, daß es nicht erlaubt scheint, mehr zu schreiben. Dafür mögen später andere sorgen.

Auch von den Nachfolgern seien hier nur noch die Namen genannt: Nach dem Tode von Pastor Schmidt übernahm Wolfram Conrad, zunächst als Hilfsprediger, die Betreuung des Ostbezirks. Heinz Hirschfelder wurde am 29. 10. 1961 als Pastor in Ritzebüttel eingeführt, Conrad am 17. 12. 1961. Als dieser 1966 einem Ruf nach Hamburg folgte, wurde sein Nachfolger Rainer Clasen.

Wir stehen heute dankbar vor dem Ertrag der Geschichte und hoffnungsvoll vor den Aufgaben der Zukunft. Manches aus der Geschichte scheint sich in der Gegenwart zu wiederholen: z. B. die flache rationalistische Gleichgültigkeit weiter Bevölkerungskreise, der Gegensatz zwischen liberaler und orthodoxer Einstellung in der Theologie oder die Herausforderung der zahlenreichen Volkskirche. Doch die geistlichen und diakonischen Aufgaben stellen sich in veränderter Form, ja die ganze Welt verändert sich so rasch, daß auch wir nur bestehen und unseren Auftrag erfüllen können, wenn wir unsererseits den Mut zu Veränderungen haben.

Um ein Beispiel zu nennen: Man könnte heute unmöglich eine Chronik der Kirche als Geschichte der Pastoren schreiben. Heute stehen neben den Pastoren die verschiedenen Mitarbeiter der Gemeinde: Kantor und Küster, Diakon und Gemeindeglieder, Gemeindegliederin, Gemeindegliederschwester, Kindergärtnerinnen, Verwaltungsangestellte. Und nur eine gut zusammenarbeitende Gemeinschaft kann den Auftrag der Kirche ausführen, das Evangelium zu verkündigen. Vor allem aber ist heute dringlicher als je die aktive Mitarbeit aller Gemeindeglieder. Sie müssen die Fortsetzung dieser Chronik schreiben – oder sie wird gar nicht mehr geschrieben.

Rainer Clasen

Die vorliegende Schrift wurde herausgegeben vom Kirchenvorstand der Martinskirche zu Ritzebüttel, Cuxhaven 1969.

Ihr Entstehen verdanken wir außer den Autoren der Freundlichkeit des Hamburgischen Staatsarchivs sowie des Stadtarchivs und der Stadtbildstelle, Cuxhaven. Wir durften die im Staatsarchiv der Hansestadt zusammengefaßten Akten einsehen und die Bilder auf Seite 13, 15 und 23 veröffentlichen. Das Foto der Martinskirche aus dem Jahre 1868 befindet sich im hiesigen Stadtarchiv, das aus dem Jahre 1952 in der Stadtbildstelle. Die Wappentafel der Ritzebütteler Amtmänner, aus der das Abendroth'sche Wappen fotografisch entnommen werden konnte, stellte ebenfalls das Stadtarchiv zur Verfügung. Die Bilder der Seiten 21, 29, 33, 49, 57 und 59 fotografierte für uns Herr Hans-Dietrich Rupprecht, Cuxhaven. Allen Beteiligten sei an dieser Stelle sehr herzlich gedankt.

Die Vorlagen zu den Bildern auf Seite 35, 49, 57, 59 sind im Besitz der Martinskirche. Gesamtherstellung: Druckhaus Oliva, Cuxhaven. Schriften: Garamond und Old English.

BERICHTIGUNG:

Seite 52, dritt-letzte Zeile, hat die Jahreszahl nicht 1842 zu lauten, sondern 1844